

## Werk

**Titel:** Geographische und ethnographische Beobachtungen auf Neu-Guinea, dem Neu-Britannia...

**Autor:** Schleinitz, S. von

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1877

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657\\_1877\\_0012](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1877_0012) | LOG\_0038

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

## XII.

Geographische und ethnographische Beobachtungen auf Neu-Guinea, dem Neu-Britannia- und Salomons-Archipel, angestellt auf S. M. S. „Gazelle“ bei ihrer Reise um die Erde 1874—76.

Vortrag des Kapitain z. S. Freih. v. Schleinitz in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.

Wie ich bereits in meinem vorigen Vortrage bemerkte, verliess S. M. S. „Gazelle“ die Holländische Insel Amboina am 11. Juni 1875, um nach Ergänzung der Ausrüstung und Empfang einer Post eine Fahrt anzutreten, welche in noch sehr wenig erforschte Gegenden des stillen Oceans führen sollte. Nördlich der durch wechselvolle Scenerie sich auszeichnenden bergigen Insel Ceram hindampfend, wurde auf die Mac-Cluer Bay zugesteuert, um — da wir keinen besonderen Auftrag für Neu-Guinea hatten — die in Folge von vieler Windstille verbrauchten Kohlen vor dem Eintritt in den grossen Ocean durch Einnahme von Holz in Etwas zu ergänzen.

Wie wenig zuverlässig in dieser Gegend noch das Kartenmaterial ist, wurde bereits bei Annäherung an die Bay erfahren, indem nördlich der dort gelegenen Insel Saboeda ein anderes Inselchen gesehen wurde, das die Karten nicht verzeichnen.

Auch die den nördlichen Theil von Neu-Guinea fast durchschneidende Mac-Cluer Bay selbst, bereits 1750 von Mac-Cluer besucht, ist kartographisch bisher nur ziemlich oberflächlich und auch sonst wenig bekannt gewesen. Es wurden von S. M. S. „Gazelle“, an ihrer Südküste zwei sehr schöne Häfen aufgefunden, nämlich die von Segaar und Patippi, und nebst der ganzen 120 Seemeilen langen Südküste, so gut wie es der kurze Aufenthalt gestattete, vermessen. Die auf Grund dieser Vermessungen angefertigte Karte hat in den Annalen der Hydrographie (1876. Hft. VI.) bereits Aufnahme gefunden.

Gleichzeitig unternahm ich von dem Gazelle-Hafen in der Seguarbay aus, woselbst wir ankerten, zu naturwissenschaftlichen Zwecken Excursionen in's Land und nach verschiedenen Küstenpunkten hin. Dieser Theil von Neu-Guinea trägt einen eigenthümlichen das Eindringen wenig begünstigenden Character. Die Ausläufer des den Mac-Cluer Golf an seiner Südseite in weiterer Ferne begleitenden Gebirgszuges von 500 bis 600 m. Durchschnittshöhe bestehen zum grossen Theile aus vereinzelt Kalkbergen oder Kalkbergzügen, deren Basis entweder vom Seewasser umspült wird oder von Mangrove-Sumpf umgeben ist. Soweit diese Berge weniger dicht

aneinander stehen, bilden sie Inselarchipele, wie sie die Segaarbay umgeben und sich äusserst zahlreich in der Galewostrasse wiederfinden, auf die ich später zurückkomme.

Nach dem Lande zu liegen die Bergmassen aber dichter und lassen zwischen sich nur ein Gewirre von verschlungenen, schmalen Salzwasserläufen, die auf beiden Seiten von undurchdringlichen Mangrove-Sümpfen eingefasst sind und in der Regel schliesslich in einem solchen Sumpfe derart enden, dass das Erreichen des Festlandes seine besondere Schwierigkeit hat.

Das Gestein besteht überall aus einem älteren grauen festen Kalke, der entweder zu Tage liegt oder mit nur dünner Humusschicht bedeckt ist. Es ist zu verwundern, dass trotzdem die Baum-Vegetation eine ganz urwaldähnliche ist. Das Fehlen von ebenem, fruchtbarem Terrain und die erwähnte Unzugänglichkeit des eigentlichen Festlandes müssen natürlich eine sparsame Küsten-Bevölkerung zur Folge haben und bedingen die Art ihrer Beschäftigung und ihrer Niederlassungen. Letztere finden sich nämlich fast ausschliesslich über dem Wasserspiegel als vollkommene Pfahlbauten. In Höhe von 1 bis  $1\frac{1}{2}$  m. über demselben ist auf den in den weichen Meeresboden eingetriebenen Pfählen eine Plattform von Lattenwerk befestigt, auf welcher die dürftigen Hütten aus Latten und mit Blatt- oder Schilfbedachung erbaut sind.

Die Plattform lehnt sich nie unmittelbar an die Küste an, sondern bleibt derselben einige Schritte fern und wird mit ihr nur durch einen ganz schmalen Steg oder auch nur durch einen Baumstamm verbunden, der von den Hütten aus leicht eingezogen werden kann. Dies, sowie der Umstand, dass der Strand, vor welchem das Dorf liegt, gewöhnlich zu beiden Seiten mit einer Steinmauer verbarrikadirt ist, lässt darauf schliessen, dass bei der Anlage der Dörfer auch gleich der Vertheidigungsfähigkeit gebührende Rechnung getragen wird. Die Plätze für die Dörfer pflegen, wenn sie nicht etwa ganz versteckt in einem Seitenkreek liegen, auch so gewählt zu werden, dass dicht dabei sich ein kleines leicht zu vertheidigendes Inselchen mit steilen Ufern befindet, von welchen manche durch Abholzen des Gipfels und durch Umgebung desselben mit einer Steinmauer in eine Art kleinen Forts verwandelt werden; auch wird der Wasserzugang zum Dorfe gewöhnlich durch in's Wasser getriebene Pfähle gegen feindliche Bote derart abgeschlossen, dass nur ein ganz schmaler Eingang bleibt.

Es finden sich in dieser Gegend nur sehr sporadisch einige Nutzbäume resp. Pflanzen, als Cocos- oder Sago-Palmen, Bananen, und dergleichen, während verschiedene Geräthschaften in Zusammenhang mit der Art der Wohnungen über dem Wasser darauf deuten, dass die Bewohner fast ausschliesslich vom Fischfange leben. Eine

eigentliche Cultivirung des Landes fand ich nur bei einer Excursion weiter in das Land hinein, auf der Höhe der Berge, wo die Anlage der Wohnungen, welche weit mehr Sorgfalt erkennen liess als die Bauten unten am Wasser, dadurch vertheidigungsfähig gemacht war, dass ebenfalls ein Pfahlgerüst, zum Theil aus den abgeschnittenen Bäumen des Urwaldes bestehend, benutzt wurde, um die Hütte selbst gegen 4 m. über dem Boden anzulegen, so dass sie nur mit Hülfe eines einziehbaren Balkens mit Sprossen erklommen werden konnte.

Bei der Bevölkerung fielen zwei verschiedene Typen in die Augen: der Bewohner des Inneren, wohl der eigentliche Papua von sehr dunkelbrauner Farbe, mit behaartem Körper, mager und schlecht gebaut, häufig mit hervortretendem Bauche und dünnen hochsitzenden Waden, mit dichtem, wolligen Haarwuchs, plattem Gesichte und scheuen Augen mit wenig Ausdruck, schmaler Stirn und breiten Backenknochen, dicken Lippen und breiter Nase, die zuweilen an der Spitze etwas gebogen, Prognathismus merklich — und ein anderer von rothbrauner Hautfarbe, ziemlich gut gebautem, schlanken Körper, mit recht intelligentem, mitunter ganz hübschem Antlitz mit kurzer, an den Nasenlöchern gewöhnlich breiten Nase, mit grossem aber nicht unförmigen Munde, in der Regel krausem Haar, und ohne merkbarem Prognathismus. Diese letzteren Bewohner sind eher klein als gross zu nennen; das Mittel aus 15 Messungen betrug 159,5 cm., der Breitenindex von 20 Schädelmessungen war 72,3, also dolichocephale Form.

Da nach diesem Theile von Neu-Guinea malayischer Handel getrieben wird, liegt die Vermuthung nahe, dass der letztere Menschen-schlag aus der Mischung des ersteren mit Malayen hervorgegangen ist. Je weiter man in dem Mac-Cluer-Golf nach Ost vordringt, oder je weiter man sich von den Küsten entfernt, herrscht das Element der ersten Gruppe, also der echten Papuas fast ausschliesslich vor.

Die Leute erwiesen sich gegen uns im Ganzen scheu und zurückhaltend, doch nicht feindselig, denn die Pfeilschüsse, mit denen eines unsrer Boote im östlichen Theile des Golfs empfangen wurde, werden auf Rechnung der durch das Erscheinen noch nie gesehener weisser Männer erzeugten Ueberraschung zu setzen sein, da das spätere Verhalten auch hier ein ganz friedliches war. Das scheue Benehmen und die Furcht, welche die Leute z. B. bewog, beim Erscheinen des Schiffes ihre Frauen aus den Dörfern in die Wälder zu entfernen, ist zum Theil wohl auf die Abgeschlossenheit zurückzuführen, in welcher die einzelnen Dörfer leben, zum Theil auf das bekannte Raubsystem der Hongiflotten, welches in früheren Jahren vom Sultan von Tidore geübt wurde, um die von ihm beanspruchten Tribute an Waaren und Sklaven von dieser armen Bevölkerung beizutreiben.

Dass ein derartiger Verkehr mit der höher stehenden malayischen Rasse, der sich erst in neuerer Zeit unter holländischem Einflusse friedlicher gestaltet hat, nicht grade besonders hehend auf den Culturstand der Neu-Guineer gewirkt hat, ist nur natürlich. Er scheint nur äusserlich Bekleidung, Waffen und Hausgeräth in Etwas beeinflusst zu haben, dagegen Haus- und Ackerbau, Industrie u. s. w. ebensowenig, wie er die geistigen Eigenschaften zu heben vermocht hat. Die Bekleidung bei den Männern besteht aus einem Tuche um die Hüften oder auch nur aus einer Art Binde zwischen den Beinen; von manchen wird daneben noch das malayische Kopftuch getragen. Die aufgebauschte Haarfrisur, wie sie die Papuas sonst lieben, sieht man hier selten, gewöhnlich wird das Haar kurz getragen, zuweilen länger und nach Timoresischer Art in einen durch einen Kamm gehaltenen Schopf gebunden. Das Barthaar wird ausgerupft oder abgeschoren. Die Frauen sind, ähnlich denen des holländisch-ostindischen Archipels, bis zu den Schultern in ein Tuch gehüllt oder nur bis unter die Brust und pflegen das Haar kurz zu tragen, wenn schon auch langes, loses Haar, nach malayischer Sitte, vorkommt. Des Schmuckes bedienen sich hauptsächlich die Männer und zwar in Gestalt von Halsketten, Ringen, Ohrgehängen aus Perlen, Knochen, Wurzeln, zuweilen auch aus Silber, um Hals, Arme resp. als Fingerreife getragen; im Haar sieht man oft Käbme oder eine schwarze Feder. Geschlitzte Ohrläppchen und durchbohrte Nasenseidewand wurden nur in einem oder zwei Fällen bemerkt. Geregelt Ehen existiren jedenfalls, indess nach den vielen Frauen und Kindern im Hause eines Häuptlings zu urtheilen, auch Vielweiberei. Die Frau besorgt die Hausarbeit und rudert oft das Kanoe während der Mann fischt.

Von religiösen Dingen oder Gebräuchen wurde wenig bemerkt, abgesehen von einigen aus Holz geschnitzten Hausgötzen, die sich aber grosser Verehrung nicht zu erfreuen schienen, und abgesehen vom Gräbercultus. Bei allen Dörfern befinden sich nämlich am Strande Gräber, wahrscheinlich aber nur solche von Vornehmen, da sie nicht zahlreich sind. Das Grab ist durch ein Gitter aus Bambus oder anderem Rohr eingefasst resp. auch käfigartig überbaut; zuweilen ist auch eine Hütte en miniature darüber errichtet. Auf dem Grabe liegen in der Regel Muscheln oder Päckchen von Palmenblättern, die einstmals Nahrungsmittel enthielten; auch findet man oft an einem darüberhängenden Zweige eines Baumes eine Frucht oder eine Parthie Pflanzenfasern befestigt. Auf einem Grabe war ein aus einem Stück Brett rohgesehnittener Gewehrkolben auf gepflanzt. In der Nähe der Grabstätten findet man ferner oft grosse Muscheln einige Fuss über Wasser in die Spalten des Kalkfelsens mit der offenen Seite nach oben eingeklemmt; vielleicht als eine Art von Opferschale.

Die Waffen bestehen aus Pfeil und Bogen, Lanzen, Wurfspieren, seltener aus schwertartigen Keulen und grossen Messern. Als Schutzwaffe gegen Pfeilschüsse dient ein Schild. Stellenweise ist der Bogen schon durch das glatte Gewehr verdrängt. Wie hierin so lässt sich auch im Hausgeräth und in der Bekleidung der Verkehr mit Culturvölkern erkennen, indem neben den selbstverfertigten, thönernen Töpfen, gusseiserne Kochtöpfe, Messer, baumwollene Tücher nicht ungewöhnlich sind; sogar ein europäisches Bettgestell, das allerdings auseinandergenommen, also unbenutzt war, sah ich bei einem Häuptling. Diese Gegenstände scheinen namentlich gegen erlegte Paradiesvögel, echte Perlen, Trepang, Schildpatt und Sandelholz eingetauscht zu werden. Indess ist der Handel noch mehr Gelegenheitssache, was schon die Verschiedenheit in den den Artikeln beigelegten Werthen erkennen lässt; z. B. verlangte ein Mann für einen Paradiesvogel ein ganzes Fass Pulver, während ein anderer dieser Vögel für eine völlige Kleinigkeit gegeben wurde. Holländisches Geld ist stellenweise bekannt und wird in Tausch genommen, um es als Schmuck zu verarbeiten. Je tiefer man in den Mac-Cluer-Golf eindringt, um so seltener sind Europäische Artikel, die am östlichen Ende desselben ganz verschwunden waren.

Die eigene Industrie beschränkt sich auf Anfertigung von Matten, Fischereigeräthen, Waffen, Topfwaaren, Kasten und Schachteln von Bast, Bambus und Palmstroh geflochten, sowie auf den Bau von Booten. Als Fischervolk haben sie es in letzterem ziemlich weit gebracht. Die Boote sind allerdings nur kanoartig, aber nicht aus einem Stamm gefertigt, sondern aus einem Bodenstück und mit Holznägeln darauf befestigten Planken. Der Querschnitt und die Wasserlinien sind für leichte und rasche Bewegung sehr günstig. Auf jeder Seite hat das Boot einen sogenannten Auslieger d. h. einen in Entfernung von ein Paar Fuss parallel mit dem Kiel laufenden Balken, der als Schwimmer im Wasser liegend dem schmalen Boote die erforderliche Balance giebt. In der Mitte über dem Boot und den Ausliegern ist eine leichte Plattform angebracht, die zuweilen mit einem Dache überbaut dem Herren des Bootes oder den Passagieren als Aufenthaltsort dient, während vorn und hinten im Boote selbst die Ruderer mit ihren Paddeln Platz nehmen.

Als Nahrungsmittel dienen Fische, Bananen, Zuckerrohr, Yams, Sago, Cocosnüsse und die Larve eines Borkkäfers. Schweine und Hühner kommen vor, sind aber nicht häufig.

Die Küsten des Golfes sind sehr arm an Trinkwasser, da das Wasser in den zahllosen Mangrove-Creeks brak ist. Man sammelt daher in der Regel Regenwasser und bewahrt es in starken langen Bambusstäben auf, in denen die Scheidewände der einzelnen Kammern

durchbohrt sind; in dieser Weise sah ich auch Wasser mehr im Innern über die quellenlosen Kalkberge transportiren.

Berausende Getränke scheinen kaum bekannt zu sein, dagegen wird Betel überall gekaut und zuweilen Taback aus Pfeifen oder in ein Blatt eingewickelt geraucht.

Die Landfauna von Neu-Guinea ist bekanntlich vergleichsweise arm an Arten und wohl auch an Individuen, abgesehen vielleicht von den Vögeln, Schmetterlingen und Ameisen. Die Ueppigkeit der Vegetation, die es selbst dem Menschen schwer macht, sich im finsternen und feuchten Walde seine Wohnstätte zu gründen, scheidet die Mehrzahl derjenigen Thiere fern zu halten, welche sich nicht durch Fliegen zum Lichte emporzuschwingen vermögen. Neben den Fliegern findet man daher noch am häufigsten lichtscheue Thiere, die sich vermodernde Baumstämme zur Wohnung erwählen. Einige Hiebe mit der Axt an richtiger Stelle eines gefallenen Baumes fördern zuweilen 6 bis 7 Arten des verschiedensten Gewürmes in zahlreichen Exemplaren zu Tage, darunter Scorpione, Scolopendren, Crustaceen u. s. w. Grosse und kleine Eidechsen und Schlangen kommen ebenfalls vor; von Krokodilen wurde nur ein junges gesehen, Säugethiere gar nicht, doch wurden Felle von einem Cuscus zum Verkaufe von den Eingebornen angeboten. Landschnecken waren — wie sich bei dem Kalkboden erwarten liess — reichlich, etwa 13 verschiedene Arten wurden festgestellt.

Die Vogeljagd in diesem Gewirre von Bäumen und Lianen, auf dem felsigen loch- und höhlenreichen Untergrunde, der höchstens einmal mit Mangrove-Sumpf wechselt, bietet natürlich ihre besondere Schwierigkeit, die noch durch die Höhe der oft prachtvollen Bäume, welche die Thiere sich gewöhnlich als Ruheplätze erkiesen, vermehrt wird. Es gelang daher auch nur eine mässige Anzahl von Arten — etwa 20 — in Neu Guinea zusammenzubringen. Insekten waren, abgesehen von den schon genannten und von Spinnen und Heuschrecken, nicht grade häufig. Dagegen sind die Gewässer reich an Fischen, Corallen, Crustaceen, Ascidien, Holothurien und anderen Echinodermen, Astoriden u. s. w., wovon viel des Interessanten in unsere Sammlung wanderte.

Das Klima von Neu-Guinea erwies sich während unseres Aufenthaltes im Mac-Cluer-Golf keineswegs als ein sehr unangenehmes. Durchschnittlich war es nicht besonders heiss, namentlich wenn etwas Wind herrschte, nämlich etwa 31° Cels. als Maximum, 25° als Minimum. Die Abende und Nächte erschienen weit kühler als auf Timor und Amboina und der Regen, den wir in letzterem Orte und auf dem Wege hierher massenhaft hatten, war in der Segaar Bay seltener und nie so besonders stark, obwohl allnächtlich und zuweilen auch am Tage Gewitter über dem Inneren der Insel

standen. Es ist wahrscheinlich, dass die dortigen Berge den grösseren Theil des mit dem SO. aus dem grossen Ocean kommenden Wasserdampfes abfangen.

Nachdem am 20. Juni Nachts das letzte Vermessungsboot nach fast fünftägiger Abwesenheit zurückgekehrt war, wurde sofort die Bay verlassen und unter Anlaufen der kleinen Insel Pinon die Reise nach dem grossen Ocean fortgesetzt. Diese Insel, ungefähr zehnmal kleiner als sie in den bisherigen Karten angeben, ist ein gehobenes Corallenriff mit schönem Baumwuchs und verhältnissmässig reichem Vogelleben; namentlich Hühner- und taubenartige Vögel kommen vor und von ihnen ange lockt: Adler und Habichte; ausserdem fliegende Hunde, die auf der Cocospalme lebende Oelkrabbe u. s. w. Es wurde hier gegen Abend ein Ankerplatz gesucht und gefunden, um erst bei Tageslicht in die riffreiche Galewo-Strasse einzulaufen.

Von den vier Strassen, welche aus den Molukken-See direct in den stillen Ocean führen, wählte ich trotz der grösseren Gefährlichkeit für das Schiff die fast noch gar nicht befahrene und bekannte, zwischen der Nordwestspitze Neu Guinea's und der Insel Salvatti hinführende, Galewo-Strasse, weil sie einestheils den kürzesten Weg bot, andertheils nach der Configuration des Landes in ihr weniger Gegenstrom zu erwarten war als in den andern Strassen, in welchen derselbe während des SO.-Monsuns ungemein stark zu sein pflegt. Nebenbei schienen Untersuchungen in dieser schmalen, insel- und rifferfüllten Strasse am meisten für Naturwissenschaft und Hydrographie zu versprechen.

Da der Verlauf des Landes, die Lage der Inseln, die Wassertiefen durchaus nicht mit den Karten in Uebereinstimmung zu bringen waren, ankerte ich an einem aufgefundenen guten Ankerplatze im ersten, noch ziemlich riffreiem Drittel der Strasse und liess eiligst ein Fahrwasser nach dem grossen Ocean mit Booten vermessen, bevor ich mit dem Schiffe selbst durchlief. Die gefundenen Corallenriffe, welche zuweilen fast mitten im Wege liegen, ergaben diese Vorsichtsmassregel auch als sehr nöthig. Leider gestattete die Zeit nicht, eine genauere Vermessung der ganzen Strasse vorzunehmen, was im Interesse der Navigation recht erwünscht gewesen wäre, weil die Strasse sich für die Benutzung durch Dampfer durchaus empfiehlt.

Der geographische Character der Küsten dieser Strasse, nämlich der westlichsten Spitze der Insel Neu-Guinea und der Südost-Küste der Insel Salvatti, ist ganz ähnlich demjenigen, welchen ich in Bezug auf die Mac-Cluer-Bay beschrieben habe mit dem Unterschiede vielleicht, dass hier Küste und Inseln sich noch weniger hoch über das Meeresniveau erheben, so dass manche der prachtvoll



bewaldeten, scheinbaren Inseln überhaupt kaum einen über Hochwasser gelegenen festen Kern zu besitzen scheinen, sondern einen grossen Mangrove-Sumpf bilden. Bei drei bis vierstündigem Fahren mit den Booten auf den die Mangrove-Stümpfe durchziehenden, allmählig landeinwärts führenden Brackwasserkanälen gelang es uns nicht das eigentliche feste Land von Salvatti zu erreichen.

Trotz der geographischen Aehnlichkeit dieser Gegend mit dem Mac-Cluer-Golf scheinen die geologischen Verhältnisse verschieden zu sein, indem bei dem letzteren nur Kalk, hier auf den wenigen Inseln, welche sich zu etwas grösserer Höhe erheben und plateau-, seltener kuppenförmige Gestalt mit steilen Seiten besitzen, grobkörniger, eisenhaltiger Quarzsandstein und an einer Stelle Braunkohle, nestartig darin eingelagert, gefunden wurde. Wie bei einzelnen der steilseitigen Kalkinseln in der Mac-Cluer-Bay, so begleitet auch hier eine Terasse die Küste an vielen Stellen einige Fuss unter Wasser, auf welcher vielfach Corallen in die Höhe gebaut haben. Dieser Umstand, wie die zahlreichen Mangrove-Sumpf-Inseln und das ausgedehnte Sumpfküsten-Land lassen es nicht unwahrscheinlich erscheinen, dass dieser nordwestliche Theil Neu-Guinea's einer allmählichen Senkung unterliegt. Das Vorkommen von Corallen an einzelnen Stellen dicht am Ufer der flussartigen, kaum je durch Wellen bewegten Kanäle, welche durch das bei Ebbe und in Folge der heftigen Regen stattfindende Abfliessen des braunen, stinkenden Wassers aus den Mangrove-Sümpfen und durch die hineinfallenden Blätter und andre faulende Vegetationsproducte stark verunreinigt werden, ist übrigens eine eigenthümliche Erscheinung, da man sonst Corallen gewöhnlich nur in sehr klarem, stark salzigem und stark bewegtem Wasser zu finden pflegt. Die unter diesen Verhältnissen in den Kanälen gefundenen Corallen gehörten neben den *Astracaeen*-Formen namentlich den blattartigen Corallenarten an und waren gewöhnlich becher- oder kohlformige Gebilde.

Die geschilderten Eigenthümlichkeiten dieser Küsten bringen es mit sich, dass sie nur schwach bevölkert sind. Im südlichen und mittleren Theile der Strasse wurden zwei Dörfer gesehen, die erst im nördlichen Theile zahlreicher werden, wo das Terrain an Höhe über dem Wasserspiegel allmählig zunimmt und am Ausgange der Strasse in den stillen Ocean auf beiden Seiten gebirgig wird. Der Ort Salvatti, nach welchem die Insel ihren Namen erhalten hat und der auf den bisherigen Karten im südlichen Theile der Strasse eingezeichnet ist, existirt an der angegebenen Stelle nicht, scheint vielmehr identisch zu sein mit einem grösseren Orte, welcher im nördlichen Ausgange der Strasse, an einer Landspitze gelegen, passirt wurde.

Das Thierreich war, abgesehen von den Vögeln und den im Wasser lebenden Thieren, noch ärmer vertreten als an der Mac-

Cluer-Bay. Von grösseren Thieren konnte durch einen am Ufer gefundenen 60 Centm. langen Schädel nur des Vorkommen einer sehr grossen Krokodilart constatirt werden.

Wunderbar üppig war dagegen die Vegetation, deren in den sumpfigen Theilen vorherrschende Einförmigkeit an Mangrove-Gewächsen grosser Mannichfaltigkeit Platz machte, sobald sich der Boden einige Fuss über die Hochwassermarke erhob. Namentlich bot der Wechsel zwischen den riesigen Bäumen mit dem gewöhnlichen Laub und den zahlreichen Palmen-, Cicas- und Pandanus-Arten, sowie den in Prachtexemplaren vertretenen graciösen Baumfarn anziehende Vegetationsbilder. Uebrigens zeigten sich mächtige Palmengruppen, oftmals auch mitten im Mangrove-Sumpfe, was ich anderwärts noch nie bemerkt habe.

Im Gegensatz zur Mac-Cluer-Bay hatten wir hier fortgesetzte heftige Regengüsse, in Folge deren das Wasser an der Oberfläche nur gering salzig war.

Mit dem Verlassen der Galewo-Strasse und dem Eintritt in den grossen Ocean am 25. Juni trat für uns eine mühevollende Periode insofern ein, als wir nun Monate hindurch gegen conträre Winde und Strömungen, mit Windstillen wechselnd, zu kämpfen haben sollten. Ueber den Inselarchipel von Neu-Britannien, die Salomons-Inseln und die Neu-Hebriden sollte die Reise nach Neu-Seeland gehen, eine directe Distance von ca. 4000 Seemeilen, von denen über 3000 gegen Wind und Strom lagen. Da auf der ganzen Tour kein Culturhafen existirt, in welchem eine Ergänzung der Kohlen hätte stattfinden können, und der noch an Bord befindliche Rest für Kochen, Destilliren und für die Tiefseelothungen möglichst reservirt werden musste (von denen ich in meinem ersten Vortrage ja bemerkte, dass sie sich nur unter Dampf mit Genauigkeit machen lassen), so blieb nur übrig, auf die Dampfkraft des Schiffes als Fortbewegungsmittel fast ganz zu verzichten, soweit es nicht etwa gelang als Ersatz der Kohlen trockenes Holz auf den Inseln zu gewinnen. Es war dies und der andere Umstand, dass für die Reise nur eine sehr beschränkte Zeit ausgeworfen war, der Grund, dass wir unseren Aufenthalt bei den noch weit weniger als Neu-Guinea bekannten Inseln, die wir nunmehr bald erreichen sollten, auf's Aeusserste beschränken mussten, was im Interesse einer gründlichen wissenschaftlichen Durchforschung derselbe natürlich zu bedauern war.

Nachdem wir das hohe Gebirge der Nordküste von Neu-Guinea noch ein Paar Tage in Sicht behalten, erreichten wir nach vierzehntägiger Fahrt unter dem Aequator unser nächstes Ziel, die Anachoreten-Inseln.

Es ist dies eine kleine aus drei Inseln und ein Paar bewachsenen Felsen bestehende unter 1° S.-Br. gelegene Gruppe, der Corallenbildung

angehörend. Ihre grossen Cocospalmwäldungen sind wohl die Ursache, dass bereits Handelsverkehr mit Europäern stattgefunden hat; wenigstens hatte vor einigen Jahren das sich durch grossartige Unternehmungen im stillen Ocean auszeichnende Hamburger Haus Godefroy einen Agenten zur Betreibung des Cobra-Handels hieher gesandt, der aber nach kurzem Aufenthalte starb. Wie bei solchen Wilden kaum anders zu erwarten, hatten die Eingebornen sich als die natürlichen Erben der zurückgelassenen Handelsartikel und Privat-Sachen betrachtet, und eine Recherche deswegen anzustellen, war der Grund des Besuches der „Gazelle“ bei diesen sonst nicht grade bedeutenden Inseln.

Von den Bewohnern ist in Folge des nur einen halben Tag dauernden Aufenthaltes nichts weiter zu berichten, als dass sie einer nicht sehr dunklen rothbraunen gemischten Rasse mit guten Figuren und nicht rein papuanischen Gesichtern, angehören und bei niedrigem Culturstande ein ganz friedliches Völkchen zu sein scheinen. Das Kopfhaar tragen sie grossentheils kurz; wenn etwas länger, so war es auf dem Hinterkopf gebunden, oder es war in ein Paar quer auf dem Scheitel liegenden Rollen frisirt. Bart an Backen und Kinn wurde bei Einigen bemerkt. Die Männer waren mit Binde aus Baststoff zwischen den Beinen, die Frauen mit grossem Schurz aus Palm-Bättern vorn bekleidet; ihre Hütten bestanden ohne Seitenwände nur aus einem halbrunden, mit Palmblättern gedecktem Dache und lagen zum grössern Theile hinter einem niedrigen Walle des Ufers. Die Hauptwaffe war der Holzspeer. Europäische Artikel oder Geräthe wurden, mit ein oder zwei Ausnahmen, ebensowenig wie der Gebrauch von Eisen oder sonstigen Metallen gefunden. Sie besitzen dagegen ziemlich grosse, in besonderen Bootshäusern aufbewahrte Kanoes mit Mattensegeln, wie man sie auf den Inseln des nicht fern liegenden Neu-Britannia-Archipels nicht findet.

Da kein Ankerplatz bei den Inseln entdeckt werden konnte, wurde die Reise bereits am selben Tage fortgesetzt.

In Betreff der ganz benachbarten Inseln, nämlich der Com-merson-Insel im West, der Monk-Inseln im Ost der Anachoreten, ist noch zu bemerken, das erstere nicht aus einer Insel besteht, wie die Karten angeben, sondern aus zwei, letztere aber von uns nicht gesehen werden konnten, obwohl wir in Sichtweite waren. Aller Wahrscheinlichkeit nach existiren sie gar nicht, sondern sind mit den Anachoreten identisch.

Um nicht den heftigsten Strom zugleich mit dem Winde gegen uns zu haben, musste von hier nochmals der Aequator nach Norden überschritten werden. An der nördlichen Grenze der Passatströmung und im aequatorialen Gegenstrome hinsegelnd, begegneten wir einer

grossen Menge von treibenden und von Fischen, Krabben, Vögeln etc. bewohnten oder umschwärmten entwurzelten Baumstämmen, ein Zeichen des eigenthümlichen Bestrebens der Meeresströmungen, die auf ihr treibenden Materialien an ihren Grenzen abzusetzen.

Nach Passiren der hohen Matthias-Insel am 17. Juli wurden in der folgenden Nacht beim Mondschein die hohen Berge der Insel Neu-Hannover gesichtet und am Morgen an der Nordwest-Küste entlang gelaufen, um einen passenden Hafen zu entdecken, der auch an der Nordwest-Spitze der Insel, bei dem Cap Queen Charlotte hinter einem schützenden Corallenriff gefunden und Nord-Hafen genannt wurde. Meine Hoffnung, hier unser Trinkwasser ergänzen zu können, um die für das Destilliren erforderlichen Kohlen zu sparen, schlug fehl, da keine Flüsse in der Nähe waren, weshalb ich nach dreitägigem Aufenthalt, während dessen nach Möglichkeit die Umgegend explorirt, die Küste vermessen, und Holz zum Ersatz der Koble eingenommen wurde, weiter segelte und einen anderen Hafen etwas mehr südwärts auffand und einlief, weil sich die Mündung eines kleinen Flusses darin zeigte. Er wurde, weil er uns das erwünschte Trinkwasser lieferte, Wasserhafen genannt.

Auch hier verweilte ich nur so lange, als zur Einnahme von Wasser und Holz durchaus erforderlich war, und in der Nacht des 26. Juli wurde bereits wieder nach See gegangen, um bei der Byron-Strasse vorbei, welche Neu-Hannover von Neu-Irland trennt, einen Hafen auf der letzteren Insel aufzusuchen. Nachdem in der der Sandwich-Insel gegenüberliegenden Johanna-Bay eine grosse Anzahl von kleinen Buchten durch die vorangeschickten Boote recognoscirt waren, aber immer viel zu grosse Wassertiefe zum Ankern zeigten, gelang es endlich am 30. Juli eine kleine dazu geeignete Bucht zu finden, die wegen des guten Brennholzes, das sie uns lieferte, Holz-hafen genannt wurde. Die Reise wurde nach 3 Tagen unter beständigem Kreuzen längs der Küste von Neu-Irland fortgesetzt und in der Katharinenbay, die sich durch landschaftlich sehr hübsche Küsten und eine friedliche Bevölkerung auszeichnet, noch eine Anzahl kleiner, zum Ankern geeigneter Buchten aufgefunden und sodann nach der von dem Englischen Kriegsschiff „Blanche“ vor ein Paar Jahren aufgefundenen Blanche-Bay an der Ostseite der Insel Neu-Britannien herüber gehalten, von wo nach nochmaligem Anlaufen von Neu-Irland — und zwar diesmal des bereits bekannten Carteret-Hafens — der St. George-Kanal am 21. August erreicht wurde, durch welchen wir die Reise weiter südwärts nach den Salomons-Inseln fortsetzten.

Abgesehen von den hydrographischen Vermessungen, deren Ergebnisse in einer vom Hydrographischen Bureau der Admiralität in den Annalen der Hydrographie veröffentlichten Karte bereits niedergelegt sind, und welche theils von jedem der gewählten Ankerplätze

aus mittelst entsendeter Boote, theils direct vom Schiffe aus ausgeführt wurden, eine Distance von ca. 240 Seemeilen umfassen und das Vorhandensein einer Anzahl allerdings grossentheils nur kleiner Häfen an diesen Küsten, sowie die Schiffbarkeit der bisher noch nie befahrenen Byronstrasse constatirten — abgesehen also von diesen hydrographischen Arbeiten gab dieser Theil der Reise uns auch zu mancherlei naturwissenschaftlichen, namentlich auch ethnographischen Beobachtungen und zur Vermehrung unserer Sammlungen Gelegenheit.

Die mir für meinen Vortrag zur Verfügung stehende Zeit gestattet es mir hier ebensowenig, wie bei Neu-Guinea, auf die einzelnen Ereignisse bei dem Aufenthalt in den Häfen dieses Inselarchipels, namentlich auch nicht auf die mitunter recht interessanten Excursionen in das Land hinein, welche ich überall unternahm, näher einzugehen, weshalb ich vorher die von der „Gazelle“ genommene Route nur kurz beschrieb und jetzt versuchen will, wenigstens eine allgemeine Schilderung von Land und Leuten zu geben.

Die Insel Neu-Hannover besteht aus einem einzigen Gebirgsstock von 300 bis 600 Meter Höhe ohne hervorragende Kuppen. Nur die Ausläufer dieses Gebirges, namentlich nach dem Süden hin, weisen einige grössere und kleinere Berge und Kuppen auf. Die vorherrschende Gesteinsart ist junger Muschelkalk und nur in Flussläufen wurde Basaltdolerit und Hornblendegestein gefunden. An der Nord- und Nordwest-Küste der Insel erstreckt sich niedriges, zum Theil sumpfiges und mit einer wallartigen Erhebung — jedenfalls dereinst ein Corallenbarriereriff — eingefasstes, Küstenland in einer Breite von 2 bis 4 Seemeilen. Das äussere unter dem Wasserspiegel liegende Corallenbarriereriff, welches diesen nördlichen Theil der Küste in ungefährer Entfernung von einer Seemeile umgiebt, schliesst eine Anzahl schön bewaldeter Corallen-Inseln ein, von mir Nord-Inseln benannt. An den anderen Theilen der von uns recognoscirten Küsten treten die Ausläufer des Gebirges dichter an den Strand heran und das einsäumende Corallenriff entfernt sich selten mehr als einige hundert Schritte von der meist steilen Küste.

Ganz ähnlich verhält sich der nordwestliche Theil der Insel Neu-Irland, von welchem fast 20 Seemeilen aus flachem und zum Theil stark sumpfigem Corallenkalkland bestehen und der sich dann zu einem sehr nahe an die Südwestküste herantretenden kuppenlosen Gebirgszuge von 400 bis 600 Meter Höhe erhebt. Das letzte Drittel dieser Insel mit der Hauptrichtung nach Süd, welches von dem nordwestlichen Theile durch eine starke und wahrscheinlich auch schmale Terraineinsenkung von nur etwa 100 Meter Höhe auffallend geschieden ist, besteht dagegen aus einem sehr kuppenreichen Gebirgszuge mit Spitzen bis circa 800 Meter Höhe.

Die Hebung der hier vorherrschenden jüngeren Kalkbildung scheint auf beiden Inseln im NW. geringer gewesen zu sein als im Südost resp. Süd, wo die Berge, so hoch sie untersucht werden konnten, daraus bestehen, während im Hauptgebirge des mittleren Theiles von Neu-Irland grobkörniger Granit mit Schwefelkies und Hornblendegestein zum Durchbruch kommt. Im kuppenreichen südlichsten Theile von Neu-Irland kommen mehr im Innern porphyrartige Gesteine vor.

Von Neu-Britannien konnte nur der östliche Theil untersucht werden, der in seinen orographischen und geologischen Verhältnissen kaum noch an die eben beschriebenen Inseln erinnert. Drei das hintere Land weit überragende, sehr hohe, isolirte Berge, auf der Krater-Halbinsel weit nach Ost in das Meer vorgeschoben und uns bereits mehrere Tage vor der Ankunft auf Entfernungen von über 60 Seemeilen sichtbar, verrathen durch ihre regelmässige Kegelform sogleich den vulkanischen Character, wenigstens dieses Theils der grossen Insel. An der Rückseite dieser drei erstorbenen Vulkane, die Mutter und die beiden Töchter genannt, zwischen ihnen und dem Greet-Hafen befinden sich denn auch ein Paar niedrigere noch in soweit thätige Krater, als ihnen fortgesetzt glühende Schwefeldämpfe entströmen, während zahlreiche Felsspalten von den Schwefelsublimaten gelb oder weis incrustirt sind.

An einzelnen Stellen des Ufers der Bay herrscht eine Schwefelwasserstoffatmosphäre, erzeugt durch Rinnsale heissen Wassers und durch die dem Meeresboden entströmenden glühenden Gase, welche das Wasser der Bay stellenweise so erwärmen, dass man die Hand kaum einzutauchen vermag und die Wärme durch den Boden des Bootes hindurch fühlt. Das Gestein besteht hier überall aus schwarzer Augitlava und Tuffels, während der Boden grossentheils mit vulkanischem Sande und Lehm bedeckt ist. Aus Bruchstücken zu schliessen kommt weiter im Inneren Grünsteinporphyr, Syenit und Serpentin vor.

Wenn diese geologischen Verhältnisse schon eine Verschiedenheit in der landschaftlichen Erscheinung zwischen Neu-Britannien einerseits und Neu-Hannover und Irland andererseits erzeugen, so wird dieselbe noch in erheblichem Maasse vermehrt durch klimatische Einflüsse. In den Tropen, denen ja das eine Bedingniss des pflanzlichen Wachsthums, nämlich die Sonnenwärme, nirgends fehlt, hängt die Ueppigkeit der Vegetation vorzugsweise von dem Grade ab, in welchem das andere Bedingniss, nämlich die Feuchtigkeit, vorhanden ist, während es auf die Bodenart verhältnissmässig wenig ankommt. Ueppige resp. erstickende Vegetation und viel Regen sind hier innig miteinander verbundene Begriffe. Es scheint nun, als condensirten die hohen Berge des südlichen Theils von Neu-Irland

die Feuchtigkeit des Ost-Monsuns, so dass der hier besprochene Zipfel von Neu-Britannien davon nicht sehr viel erhält.

Wenn schon Neu-Hannover und Irland mit ihren üppig bewaldeten, nahe an die Küste herantretenden soliden Gebirgsmassen, mit den vielen lieblichen kleinen Buchten, den steil abfallenden Caps und den zuweilen dicht am Meeresufer liegenden bebuschten Felsen ein höchst anziehendes Bild tropischer Landschaften gewähren, so ermangeln doch die von dem geologischen Bau abhängenden Conturen mehr oder weniger der Mannigfaltigkeit und man vermisst vor allen Dingen den wohlthuenden Farbenwechsel, weil es hier darin kaum etwas anders als Abstufungen im Grün giebt. Mit wahren Vergnügen hängt sich daher das Auge an die wenigen vorhandenen Felsabhänge, welche so steil sind, dass einmal der nackte Fels durch das Grün durchscheint, oder an die nur im mittleren Theile von Neu-Irland am gelben Corallensand-Strande im Schatten von Palmen, Bananen oder Brodbäumen erbauten kleinen Dörfer, und ist hoch entzückt, wenn einmal ein vom Gebirge herniederfließender Bach als Silberband auf eine kurze Strecke zwischen den mächtigen Bäumen sichtbar wird.

Von hier sich der Ostspitze von Neu-Britannien zuwendend, ist man, sobald man in die Blanche-Bay eingesegelt ist (welche übrigens mit ihren beiden geräumigen, prachtvollen Häfen, dem Simpson- und Greethafen, für die Schifffahrt noch von Bedeutung werden kann), dann ganz überrascht, eine völlig andere landschaftliche Natur zu finden. Die Naturfarbe der Felsen und des Bodens vom Schwarz durch Violett und Braun in helles Gelb und Grau übergehend, wird nicht mehr dem Auge von dem wuchernden Grün einförmig verhüllt, sondern macht sich, unterbrochen von den verschiedensten dunklen Baumgruppen, deren besonderer Character, weil sie nicht so dicht stehen, erkenntlich wird, durch hellgrüne Bananen- und Taro-Pflanzungen gehoben erst recht geltend, und neben prächtigen vegetationsbedeckten Bergriesen und rauchenden schwarzen Kratern sieht man nach einer Seite Strecken einer mässig hohen hügeligen Küste und nach der anderen mit Gras und Baumgruppen bestandene Ebenen, so dass man glauben könnte, das wechselvolle Bild einer Europäischen Küstenlandschaft vor sich zu haben, wenn nicht der Strand mit den wogenden Palmenhainen und den eigenartigen aber freundlichen Hütten der Eingebornen solche Einbildung zerstörte.

Diese Verschiedenheit in den Landesverhältnissen benachbarter Inseln, namentlich soweit sie Bezug hat auf die mehr oder weniger grosse Leichtigkeit den Boden anzubauen, hat ohne Frage auch einigen Einfluss auf die Cultur der Landesbewohner geübt, der in der Folge kurz berührt werden soll. Im Grunde ist aber der Cul-

turstand der Bewohner des ganzen Archipels doch so ähnlich, dass ihre Eigenthümlichkeiten zusammen besprochen werden können.

Bekanntlich rechnet man sie ebenso wie die Neu-Guineer zu den reinen Papuas, mit welchen man ja den ganzen Melanesischen Archipel bevölkert annimmt, wenn schon diese Annahme mir nicht völlig zutreffend zu sein scheint. Kommt man, wie wir, direct vom Nordwesten Neu-Guinea's, so erwartet man selbstverständlich in der äusseren Erscheinung genau dieselben Leute zu finden, welche dort als eigentliche Papuas sofort in die Augen fielen. Dies ist aber in dem erwarteten Maasse doch nicht der Fall, wenigstens wenn man zuerst nach den nördlichen Theilen dieses Archipels kommt. Erst beim Fortschreiten nach Süd d. h. in der südlichen Hälfte Neu-Irlands und in Neu-Britannien tritt der papuanische Character wieder strenger hervor.

Zunächst ist es ja die Hautfarbe und die allgemeine Erscheinung in Bezug auf körperliche Formen, welche zu Vergleichen auffordern. Die Farbe der Bewohner des nördlichen Theils des Archipels ist im Durchschnitt ein rostfarbenes Braun gegen ein sehr dunkles, fast schwarzes Braun der Papuas von Neu-Guinea. Häufig sahen wir auf Neu-Hannover und Neu-Irland einzelne Eingeborne, namentlich auch Mädchen, welche eine ganz ebenso helle Farbe besitzen, wie die Polynesier, also nicht viel dunkler als die Südeuropäer. Auch die körperlichen Formen übertreffen, dort wo wir hellere Menschen fanden, in Bezug auf Grösse, Ebenmaass, Entwicklung der Muskeln und Gerundetheit diejenigen der nordwestlichen Neu-Guineer.

Der Culturstand der Bewohner des Archipels ist im Allgemeinen ein niedriger, aber er darf wohl ein ganz besonderes Interesse von Seiten des Ethnographen und Anthropologen in Anspruch nehmen, weil kaum irgendwo auf der Erde in so sicherer Weise eine frei von jedem Einfluss anderer Völker entwickelte Eigenkultur studirt werden kann, wie hier, denn Alles zeugt davon, dass diese Stämme bis vor ganz Kurzem von jedwedem Verkehr nach Aussen abgeschlossen gewesen sind. Europäische Schiffe haben die Inseln nur in ein Paar Fällen und nur an ein oder zwei Stellen flüchtig berührt und die sehr dürftigen Kanoes der Eingebornen gestatten ihnen nicht, sich mehr als ein Paar Meilen von der Küste zu entfernen. Das Anlaufen von Schiffen, wie es namentlich in den an der Südspitze Neu-Irlands dicht bei einander gelegenen Häfen: dem Carteret-Hafen, Port Praslin und Gower statt gehabt hat, berührt die Cultur aller anderen Theile des Inselgebietes gar nicht, weil die zahlreichen Einzelstämme kaum im Verkehr mit einander stehen und wenn nicht verschiedene Sprachen, so doch so verschiedene Idiome sprechen, dass sie sich nur schwer miteinander verständigen



können. Wir hatten Gelegenheit, dieses gänzliche Fehlen des Verkehrs, auch selbst wenn nicht kriegerischer Zwiespalt ihn von selbst angeschlossen, zu beobachten, während wir vor der Mündung einer kleinen Flösschens in Neu-Hannover zu Anker lagen. Zu vielen Hunderten sammelten sich täglich aus den im Innern liegenden Dörfern die Eingebornen am Strande auf jeder Seite des Flusses und staunten das Schiff an. Obwohl sie den ganzen Tag dort verbrachten, fiel es niemals einem der Leute des einen Stammes ein, das an der Mündung seichte Flösschen zu überschreiten, um mit dem anderen Stamme zu verkehren. Uns bei Excursionen in ein anderes Gebiet zu begleiten, waren sie nicht zu bewegen. Auch der Umstand, dass an einer anderen Stelle die Inseln auch gewöhnlich mit einem anderen Namen bezeichnet werden, spricht für die Abschliessung. Ich bemerke hier nebenbei, dass die jetzt gebräuchlichen Bezeichnungen für Neu-Britannien und Neu-Irland „Tombara, Birara“ u. s. w. nirgends verstanden wurden, wo wir hinkamen. Vermuthlich stammt diese Benennung von der bereits öfter von Schiffen besuchten York-Insel, wenigstens nannten die Leute an der einzigen anderen schon öfter besuchten Stelle, im Süden der Insel Neu-Irland ihre Insel: „Tirembau“ und Neu-Britannien: „Nubirinim“.

Zur Schilderung der Kultur dieser Stämme übergehend, erwähne ich zuvörderst, dass bei der ganzen männlichen Bevölkerung das Bedürfniss der Bekleidung irgend eines Theils des Körpers im Gegensatz zu Neu-Guinea nicht besteht. Die Frauen tragen in der Regel eine Schnur um die Hüften, an welcher zur Bedeckung der Scham entweder ein Paar Baumblätter, eine troddelartige Baumbüthe oder ein ganz kleines Schürzchen gewöhnlich franzenartig von Schnur- oder Blattfasergeflecht befestigt ist. Im Hause resp. Gehöft sieht man selbst diese Kleinigkeit von Bekleidung selten. Kleine Matten von der Faser der Palm- oder Pandanusblätter, an einer Seite zusammengenäht, so dass sie eine Art Kiepe bilden, dienen dazu um den kurzgeschornen Kopf der Frauen gegen Regen oder Sonne zu schützen, werden aber auch als Körbe zum Tragen von Feldfrüchten und dergl. benutzt. Den Männern gewährt meistens ihr natürlicher oder künstlicher Haarwulst den erforderlichen Kopfschutz; etwas Anderes als Waffen oder Schmuck zu tragen, würde auch gegen ihre Würde verstossen. Man kann aus dieser Bedürfnisslosigkeit in Bezug auf Bekleidung — glaube ich — nicht ohne Weiteres auf niedrigen Culturzustand oder sittlichen Mangel schliessen. Es war auch von Unmoralität in irgend ungewöhnlichem Grade nicht nur nichts zu bemerken, sondern grade an denjenigen Stellen dieser Inseln, wo ohne Frage Cultur und sittliches Verhalten am höchsten stand, wo z. B. die Existenz eines wirklichen Familienlebens und eines strengeren Eigenthumsbegriffes sofort sich kenntlich machte,

bedienten sich die Frauen des vorerwähnten Minimum der Bekleidung oft nicht einmal und benahmen sich trotzdem ganz züchtig, bescheiden und weiblich. Man kommt bei Beobachtung dieser Verhältnisse bald zu der Ueberzeugung, dass das ursprüngliche Bedürfniss der Bekleidung nur aus dem Erforderniss, den Körper gegen das Klima zu schützen und vielleicht aus dem Schönheitssinn entsteht und dass erst lange Gewohnheit das Gefühl erzeugt, welches die Bekleidung als unerlässliches Requisit der Sittlichkeit erachtet.

Da das Klima hier nun die Bekleidung entbehrlich macht, äussert sich der Schönheitssinn in anderer Ausschmückung des Körpers und geräth, wie überall, so schon bei diesen Naturkindern auf manche Abwege. Als Schmuck dienen namentlich weisse, aus einer Muschel geschnittene Armringe, deren mitunter ein Dutzend auf einem oder beiden Oberarmen getragen wird, Perlenschnüre von bunten Pflanzenkernen, von Thierzähnen, von kleinen Muscheln u. dergl., sowie grosse Scheiben, ebenfalls aus einer Muschel geschnitten und im Centrum mit einer durchbrochen gearbeiteten kleineren Scheibe von Schildpatt oder anderem dunklen Material belegt. Die Scheibe wird an einer Bastschnur um den Hals befestigt auf der Brust hängend getragen. Federn oder Federbüsche im Haare scheinen Abzeichen der Höherstehenden zu sein. Rothe Bastbänder und bunte Bastschnüre als Stirnband oder um die Hüften befestigt, sind stellenweise Sitte. In Neu-Britannien treten dazu noch breite platt auf den Schultern liegende Kragen mit reihen- oder musterweis darauf befestigten Zähnen von Menschen, von Hayfischen u. s. w. von kleinen Muscheln oder dergleichen.

Während diese Schmucksachen die Formen der braunen meist wohlgebildeten Gestalten heben, sind leider auch viele Verunzierungen im Gebrauch. So in erster Reihe bei der Haartracht auf Neu-Hannover und Neu-Irland, seltener auf Neu-Britannien. Frauen und ältere Männer halten ihr Haar gewöhnlich ziemlich kurz, fast alle übrigen Leute tragen es hier aber in mehr oder minder dicken Wulsten von den verschiedensten Formen und Farben oder auch in langen zierlichen, aber steifen Locken frisirt. Die Naturfarbe sieht man auf den erstgenannten Inseln bei jüngeren Männern selten resp. sie dient nur, um zwischen den beiden anderen Farben eingeschoben, diese zu heben. Die Leute begnügen sich nämlich selten mit einer Farbe, die meist gelb oder roth zu sein pflegt, sondern es wird z. B. die rechte Hälfte des Kopfes roth, die linke Seite weiss gefärbt, oder es wird auch zwischen den beiden Hälften ein gelber Wulst eingeschoben. Dieser pflegt alsdann sehr viel höher als das übrige Kopfhaar zu sein und ähnelt somit dem Haarkamme des bairischen Raupenhelms. Bei der Färbung wird Kalk verwendet, der dem Haare seine organische Weichheit nimmt, und da auch

ein Klebestoff benutzt wird, so ist es in der That kaum möglich sich einen Begriff von der eigentlichen Natur des Haares dieser Leute zu machen. Wie vorsichtig man bei Urtheilen sein muss, welche sich auf das blosse Aussehen des Haares gründen, geht auch daraus hervor, dass die Leute oft nicht ihr eigenes Haar, sondern sehr kunstvoll gemachte, mächtige Perücken tragen. Wo irgend thunlich habe ich indess Proben von ungefärbtem Haare sammeln lassen, die ebenso wie die gesammelten Schädel noch der sachkundigeren Untersuchung harren.

Eine andre Verunzierung betrifft die Ohren, deren Läppchen durchbohrt und dann entweder durch Einhängen schwerer Gegenstände oder durch Hineinlegen eines elastischen Ringes z. B. eines zusammengerollten Stückes feingeschabten Schildpatts, das das Bestreben hat, sich wieder auszudehnen, nach und nach so erweitert werden, dass das umgebende Fleisch bis fast auf die Schultern herabhängend, allmählig fadendünn wird. Gewöhnlich reisst es schliesslich durch und gewährt dann einen widerlichen Anblick. Diese Art der Verunzierung der Ohren wurde auf Neu-Britannien nicht bemerkt, dagegen ist den Leuten hier eine andere Art des Körperschmuckes eigen, die wiederum auf Neu-Hannover und Irland nur in ein oder zwei Fällen angetroffen wurde. Es werden nämlich in die Nasenflügel von aussen Löcher gebohrt und darin Zähne, Stacheln von Thieren oder Pflanzen, auch wohl Perlen oder Perlmutterstücke befestigt. Namentlich geben lange, nach oben oder nach unten hauerartig gerichtete Zähne und Stacheln den Leuten ein sehr martialisches Aussehen. Das bekannte Durchbohren der Nasenscheidewand und Hineinstecken von Hölzern, Ringen und dergl. in die Oeffnung kommt überall, im nördlichen Theile der Archipels aber doch nur vereinzelt vor.

Der Bart wird in diesem Theile nur zuweilen und dann gewöhnlich nicht lang und vorzugsweise auf den Backen getragen, in Neu-Britannien dagegen ein spitzer Kinnbart oder langer Vollbart, der den Leuten ein ganz würdiges Ansehen giebt, namentlich den reiferen Männern, bei denen man auch oft graue Kopfhaare und kahlen Vorderkopf findet.

Die Beschneidung der Vorhaut ist in demjenigen Theile Neu-Irlands, wo massenhaft Tanzmasken und die kunstvollsten derselben vorkommen, durchweg Sitte, wurde in andern Theilen des Archipels aber fast gar nicht bemerkt. Ich glaube, dass Beides mit dem Cultus in Zusammenhang steht.

Färbung des Körpers oder einzelner Körpertheile und zwar in weiss, gelb oder roth sieht man häufig auf Neu-Hannover und Neu-Irland. Eigenthümlich nehmen sich roth gefärbte Stirn und Backen aus, wie sie namentlich bei Frauen vorkommen. Diese halten sich

im Gegensatz zu den eiteln Männer übrigens sonst sehr einfach, tragen das Haar kurz, von Schmuck nur zuweilen Halsbänder oder Armringe, dagegen ist das Tätowieren ihre berechnete Eigenthümlichkeit. Es besteht hier aber nur aus ziemlich starken Narben, die sich in zwei Streifen bandförmig vom Rücken über die Schultern nach der Mitte der Brust zu ziehen pflegen und ist also keineswegs besonders kunstvoll.

Betelkauen, Tabackrauchen und Gebrauch von berauschenden Getränken ist im nördlichen Theile des Archipels nicht bekannt; erstere beiden Gewohnheiten findet man aber nach dem Süden zunehmend, Tabackrauchen indess nur dort, wo schon eine Verbindung mit Europäischen Schiffen bestanden hat, nämlich im Süden von Neu-Irland und in der Blanche-Bay.

Ich habe bereits erwähnt, dass die Leute nicht übel gebaut sind, jedoch sind sie, namentlich im Süden, nicht gross, wenn auch grösser als die auf Neu-Guinea Gemessenen, deren Durchschnittsmass 159,5 cm. war, während die Durchschnittsgrösse von 126 auf den drei Inseln des Neu-Britannischen Archipels gemessenen Männern 163 cm. betrug, und zwar die Durchschnittsgrösse im Norden, also auf Neu-Hannover 2 cm. mehr als auf Neu-Irland. Die Schwankungen in der Grösse der einzelnen Individuen sind nicht bedeutend, indem der grösste gemessene Mann 175 cm., der Kleinste 155 cm. hatte; auf Neu-Hannover giebt es indess noch grössere Leute als die gemessenen. Der Körperbau ist nicht übel, Brust in den oberen Theilen gut gewölbt, Schultern breit, Taille schlank, Hüften im Allgemeinen schmal, Bauch nicht vorstehend, Muskulatur der Arme gut ausgebildet, Waden indess schwach. Anlage zur Korpulenz oder Fettbildung fehlt ganz, eher herrscht Magerkeit, namentlich bei den Frauen vor.

Was die Kopfform der Bewohner dieses Archipels anbetrifft, so ist ein Unterschied von derjenigen, die wir bei uns gewohnt sind, nicht in die Augen fallend. Das oft bei den Papus erwähnte Zurückweichen der Stirn ist bei den meisten Individuen kaum überhaupt, bei andern nur mässig vorhanden, so dass es als charakteristisches Merkmal dieser Melanesier wohl nicht gelten kann. Gewöhnlich ist die Stirne im Profil fast senkrecht; dagegen besteht durchweg die Schmalheit der Stirne im horizontalen Querschnitt, so dass en face gesehen die Schläfen gegen die etwas vorstehenden Backenknochen eingedrückt erscheinen. Auch die Kiefer findet man gewöhnlich nicht oder doch nicht stark hervortretend, vielmehr bildet das Gesicht im Profil von Stirne nach Kinn eine fast senkrechte oder leicht nach aussen gebogene Linie, aus der die kurze, meist gerade, an der Spitze zuweilen etwas gekrümmte Nase und die nicht aufgeworfenen, aber oft etwas dicken Lippen heraus-

treten. Im Profil gesehen, sind daher diese Leute keineswegs hässlich. Anders verhält es sich mit dem Gesicht von vorne, welches durch die an den Flügeln meistens dicke Nase, durch starke Backenknochen, die häufig etwas stierenden, aber sonst gut geformten Augen und den fast immer etwas geöffneten, breiten Mund, welcher grosse, meistens weisse Zähne zeigt, unschön erscheint. Doch giebt es auch en face recht hübsche Gesichter. Die gewöhnlich schwarzen, zuweilen aber auch rothen Haare sind wellig, und es ist richtig, dass sie sich in einzeln Locken, also etwa wie bei Schaffellen, kräuseln. Von dem Arzte der „Gazelle“, welcher mehrfach die Köpfe näher untersuchte, wurde aber behauptet, dass die Haarwurzeln keineswegs büschelartig über den Kopf vertheilt wären. Die an lebenden Individuen der ganzen Gruppe durch Dr. Hüsker vorgenommenen 110 Schädelmessungen würden mit einem mittleren Breitenindex von 76,7 die Bewohner zu den Orthocephalen oder Mesocephalen rechnen lassen, während die an den nur auf Neu-Britannien gesammelten 34 Schädeln gemachten Messungen einen geringeren Breitenindex von 71,3 mit einem Höhenindex von 77,2 ergaben, so dass die Bewohner von Neu-Britannien hiernach zu den hohen Schmalschädeln rechnen würden.

Sofern diese Schädel nicht etwa von getödteten Bergbewohnern herrühren, könnte der Unterschied daher kommen, dass die Messungen an Lebenden sich auch auf die Neu-Hannoveraner und Neu-Irländer beziehen, während die mitgebrachten ganzen Schädel — wie bemerkt — von Neu-Britannien stammen. Es sei noch erwähnt, dass Albinos mit fleischfarbener Haut, gelbröthlichem Haare und hellen Augen vorkommen, auch bemerkt man, wie in Afrika, öfters israelitischen Gesichtsschnitt.

Eine sehr beliebte Attitude ist das Hocken an Stelle des Sitzens.

Als Begrüssung dient das Auflegen der Hand auf den Kopf. Ein Büschel Pflanzenfasern oder eine Blume auf dem Kopfe oder im Munde ist Zeichen friedlicher Gesinnung.

Abgesehen von den schon gemachten Mittheilungen wird der Culturstand dieses Volkes durch den einen Umstand schon ziemlich characterisirt, dass Eisen und Metall in ihrer Industrie unbekannt sind und durch Steine, Muscheln, Holz und Knochen ersetzt werden. Wir haben es also mit einer Steinzeit zu thun. Die schwereren Werkzeuge: Beil, Hammer, Meissel bestehen aus undurchbohrten Steinen oder Machelstücken von verschiedenster Form und zwar z. B. das Beil gewöhnlich aus einem Haken von einem Baumast, an dessen kurzem Aststück ein geschärfter Stein mit Bast befestigt ist. Weichere Steine werden zum Abschleifen von Muscheln benutzt z. B. behufs Anfertigung von Muschelringen. Die Muschel dient vorzugsweise

zum Schneiden und Schaben. Ausserdem giebt es noch Messer von Schildpatt und Bambus zum Zertheilen weicherer Früchte; Menschenknochen dienen als Bohrer und Stichmesser.

Wenn man diese primitiven Werkzeuge betrachtet, welche allerdings noch ergänzt werden durch den Gebrauch der sehr kräftigen Zähne, so muss die Geschicklichkeit und Ausdauer der Leute Staunen erregen, mit welcher sie ihre übrigen Industrieartikel erzeugen, wenn diese auch nicht grade sehr zahlreich sind. Von denselben haben Schmuckgegenstände bereits Erwähnung gefunden. Ihnen folgen in der Wichtigkeit die Waffen, bestehend aus Speeren und Keulen in sehr mannigfaltiger Form und mitunter mit eingeschnittenen Arabesken; auch wohl mit eingelegten kleinen Muscheln oder Zähnen recht hübsch verziert. Die Keulen sind oft schwertartig, zuweilen ist ein durchbohrter Stein auf dem Holzschaft aufgestreift und festgekeilt, die Speere, als Lanzen ganz von hartem Holz, zuweilen mit Spitze aus Knochen, oder als Wurfspeere, vorne von hartem Holze, hinten von Bambus. In Neu-Britannien ist das Speerende zuweilen mit Federn versehen. Ausserdem werden noch Steine als Wurfgeschosse verwendet, die entweder mit der Hand oder, und zwar auf Neu-Britannien, mit einer Schleuder aus Bast oder Schnur geschleudert werden. Bei einzelnen Dörfern wurden grosse Haufen solcher Steine als Kriegsmaterial vorrätzig gefunden. Diese Wurfgeschosse — nämlich Steine und Wurfspeere — vertreten die Stelle der sonst bei den Wilden üblichen Bogen und Pfeile, resp. der auf den Fidjis gebrauchten Wurfkeule, welche eigenthümlicher Weise hier gar nicht bekannt sind.

An Geräthschaften findet man ausser den bereits erwähnten Handwerkszeugen noch Holzinstrumente zum Oeffnen der Cocosnuss, spitze Stöcke zum Umgraben des Bodens, dornige Stöcke als Reibeisen benutzt, Schalen von Früchten, namentlich von Cocosnüssen als Gefässe, Matten und Körbchen von Pflanzenfaser, sowie Fische speere und Fischnetze, letztere aus Bastfäden; sehr selten eine Art Zeug aus Bast oder Tapatuch. Feuer wird durch rasches Schaben eines Stockes auf einem Holzstück erzeugt. Hat der Mann kein Werkzeug zur Hand, so bereitet er die zum Feuermachen dienenden Hölzer mit den Zähnen zu.

Gegenüber diesem geringfügigen Hausgeräth besitzen sie verhältnissmässig viel musikalische Instrumente: nämlich Trommeln, Maultrommeln, Flöten, Panflöten von Holz gemacht, ferner Hörner, Klappern und Klingeln von Muschel. Die Muschelhörner und die Holz-Trommeln scheinen Kriegsinstrumente zu sein, die Trommel wird ausserdem aber auch als religiöses Instrument und zum Tanz benutzt, die übrigen dienen zum Tanz und zur Begleitung eines ganz melodischen Gesanges. Den Geschmack am Tanz beweisen auch

die dabei gebrauchten Gesichtsmasken, welche in den verschiedensten Formen vorkommen und in deren Herstellung die Leute viel Phantasie und leichte Auffassungsgabe entwickeln. Aehnliches lässt sich an den Verzierungen der Speere, Flöten und der Kanoes erkennen, welche letzteren oft mit kunstvoll durchbrochenen arabeskenartigen Schnitzereien an den beiden Enden versehen sind, sowie an den dazu gehörigen mit Gravirungen und eingelegten Muscheldeckeln versehenen Paddeln, deren breite Fläche zuweilen ein menschliches Antlitz vorstellt. In den angewandten Ornamenten findet man sehr häufig einen Vogel mit einer Schlange oder Krokodil verschlungen; auch Fische, Insekten u. s. w. finden dabei Anwendung. Die Kanoes selbst sind in Neu-Hannover und Neu-Irland klein, höchstens 3 bis 6 Personen tragend mit einem Auslieger, in Neu-Britannien 3 bis 4 mal so gross und aus mehreren Stücken bestehend, die mit Bast genäht sind. Die Säume werden verkittet. Segel sind überall unbekannt.

Die im Gegensatz zu Neu-Guinea niemals über dem Wasser liegenden Hütten sind ziemlich verschiedenartig in der Bauart. Die Wände bestehen zuweilen aus 2 Reihen, ein oder zwei Fuss von einander eingegrabener, senkrechter Baumstämme, deren Zwischenraum mit horizontal liegenden Holzstücken ausgefüllt ist, in der Regel aber aus Rohr, mitunter mit sehr geschmackvollem Muster aus Pandanusfaser überdeckt. Das ziemlich hohe Giebeldach aus Rohr oder Blattstroh überragt die niedrigen Wände in der Regel sehr bedeutend nach allen Seiten hin, so dass man von diesen nicht viel sieht und an der Giebelseite ein geschützter Vorraum entsteht, welcher als Feuer- und Essplatz benutzt wird. Einzelne Hütten haben den Boden auf Latten etwas über dem Erdboden liegen und im Querschnitt ein Dach in gothischem Bogen. In Neu-Britannien sind die Häuser durchschnittlich am grössten und am besten gebaut und stets mit kleinen thurmartigen Spitzen an jedem Giebel versehen; auch findet man hier sehr sauber mit Matten belegte grosse Versammlungshäuser. In den Wohnhäusern pflegen eine oder zwei Pritschen und eine niedrige Bank, sowie in der Mitte ein Paar Ständer mit Haken zum Hinauflegen der Waffen etc. angebracht zu sein.

Im Gegensatz zu den unschönen, den Eindruck des Verfalls machenden Pfahldörfern in Neu-Guinea nehmen sich die Dörfer auf diesem Archipel, bei deren Anlage sich oft auch erkennen lässt, dass auf eine hübsche Umgebung Werth gelegt wird, grossentheils sehr gut aus. Der Dorfplatz zeichnet sich namentlich durch grosse Reinlichkeit aus, er ist oft, wie der Boden einer Tenne, festgestampft und man findet nicht die Spur von Abfall oder sonstigem Unrath irgendwo. Im Hintergrunde eines Dorfes auf Neu-Hannover fand

ich einen mit blühenden Blumen bepflanzten Hügel errichtet, wahrscheinlich ein grosser Grabhügel; in einem anderen, auf einer das Dorf abschliessenden kleinen Anhöhe in sehr hübscher Lage einen Tempel, der eine Rolle bei den kannibalischen Festen zu spielen bestimmt schien.

Wenn nun aus dem über die Cultur dieses Volkes Mitgetheilten auch hervorgeht, dass dieselbe noch eine sehr primitive ist, so darf man nach unseren Beobachtungen und Erfahrungen doch behaupten, dass dieser Zustand nicht in den geistigen und sittlichen Anlagen des Stammes begründet ist, sondern in den besonderen Verhältnissen, unter welchen seine örtliche Existenz stattfindet. Die Inseln Neu-Hannover, Neu-Irland und Neu-Britannien sind für die Bodencultur im Ganzen wenig geeignet, da sie entweder aus dem sumpfigen Boden gehobener Corallen-Riffe oder aus jungen Gebirgsmassen ohne Humusschichten bestehen und des alluvialen Bodens ganz zu entbehren scheinen. Es kommen daher von Pflanzen vorzugsweise nur die Bäume gut fort, die ihre Wurzeln in die Spalten des Gesteins schlagen oder denen der Corallensand resp. das Brackwasser der Sümpfe zur Ernährung genügt; diese Bäume wuchern aber zu Folge der Gunst des Klimas mit so wunderbarer Ueppigkeit, dass daneben das Leben der meisten anderen Pflanzen und das der meisten Thiere zur Unmöglichkeit wird. Diese Verhältnisse vor Augen, hat es mich oft in Erstaunen gesetzt, dass es den Leuten doch gelingt, mit ihren primitiven Werkzeugen — die sie nicht vervollkommen können, weil die Gebirge keine Metalle besitzen — den Wald auszurotten, wo irgend der Boden dem Ackerbau einigen Erfolg in Aussicht stellte. Mehrfach stiess ich bei meinen Wanderungen auf grössere Strecken, wo zunächst der Wald abgebrannt war. Dabei verkohlen aber die Baumstämme nur äusserlich und nun müssen sie mit Stein- und Muschelwerkzeugen abgeschnitten, die Wurzeln womöglich ausgegraben und schliesslich der Boden, man denke, mit Stöcken umgegraben werden. Was es heisst Tropenbäume zu fällen, hatten wir selbst gute Gelegenheit kennen zu lernen, als wir Holz zum Ersatz der Kohle einnehmen und unsere Aexte und Sägen nicht selten entweder wie Glas zersplitterten oder sich wie von Blei bogen als sie mit diesem oft eisenharten Holze in Berührung kamen.

Zu der Schwierigkeit, dem Boden Erzeugnisse abzugewinnen, kommt noch, dass diese in gewissen Beziehungen von der Natur so stiefmütterlich behandelten Länder auch nicht einmal essbare Vierfüssler und Vögel besitzen. Armselige kleine, gelbweisse Hunde waren die einzigen vierfüssigen Thiere, die wir auf Neu-Hannover und im nördlichen Neu-Irland antrafen; an einer Stelle dieser letzteren Insel wurden allerdings noch ein oder zwei Schweine gesehen, die



aber eine ganz besondere Seltenheit zu sein schienen. Auf Neu-Britannien, welches Verbindung mit Neu-Guinea zu haben scheint, wurden dagegen Schweine und Hühner wenigstens in solcher Zahl angetroffen, dass die Leute sich bewegen liessen, einige derselben einzutauschen.

Ich glaube, es bildet dieser Mangel an essbaren Thieren und die für die Bodenproduction bestehende Ungunst eine Hauptursache zu der leider vorhandenen Anthropophagie, von deren Existenz wir grade dort sichere Anzeichen fanden, wo die Beschaffenheit des Bodens fast jeden Ackerbau ausschloss.

Dass der Kannibalismus meistens religiösen Ursprungs sei, wie von Vielen behauptet wird, scheint mir hier wenigstens nicht zuzutreffen. Ich glaube es verhält sich damit vielmehr so, dass gewisse Existenzverhältnisse, wie die eben geschilderten, das Bedürfniss resp. Gelüste nach derartiger Fleischnahrung hervorgerufen haben und dass erst dann der Cultus sich der Sache bemächtigte und, um den natürlichen Widerwillen, welcher mit den Gelüsten in Kampf tritt, beseitigen zu helfen, sie in religiöse Formen eingekleidet hat. Die Priester haben sich also nur ein vorhandenes Bedürfniss dienstbar gemacht, um ihren Einfluss auf das Volk zu vermehren. Es kommt hier die Anthropophagie jedenfalls auch ganz ohne Verbindung mit religiösen Gebräuchen vor, wie aus den Mittheilungen eines etwas englisch sprechenden Häuptlings im Port-Carteret hervorging, nach denen jeder gefangene Bergbewohner, mit welchem sein Stamm in permanenter Feindschaft lebt, sofort und ohne Ceremonie verspeist wird, wobei die als am schmackhaftesten angesehenen Körperteile dem Häuptlinge zufallen. Von religiösen Gebräuchen war grade bei diesem auf sehr niedriger Stufe stehenden Stamme nichts zu entdecken, obwohl wir hier Gelegenheit hatten, gute Beobachtungen zu machen.

Wo die Religion bei der Anthropophagie betheilig ist, scheinen die in den Tempeln aufbewahrten bereits erwähnten phantastischen Masken dazu zu dienen, die Sinne durch Tänze vermummter Gestalten aufzuregen, um sie in die für ein solches kannibalisches Fest erforderliche Stimmung zu versetzen.

Wie ich schon bemerkte, zerfällt die Bevölkerung jeder Insel in zahlreiche Stämme, die miteinander wenig verkehren und unter einander in selten ruhender Fehde leben, wofür, abgesehen von den erhaltenen Mittheilungen, die befestigte und versteckte Anlage vieler Dörfer, das stete Bewaffnetgehen der ganzen männlichen Bevölkerung, sowie zahlreiche Narben, von Speerwürfen herrührend, deutlich sprechen. Bei diesem Zustande der Dinge fällt die Haus- und Feldarbeit, selbst zum Theil das Fischen, den Frauen zu, während die Männer, wenn sie nicht Krieg führen, des Müssiggangs pflegen.

Die Frauen scheinen dafür aber im Allgemeinen gut behandelt zu werden; selbstverständlich sind sie Eigenthum des Mannes, der damit auch das Recht hat die Frau event. mit der Keule zu züchtigen — wie ich dies leider einmal mit ansehen musste — wenn sie seinen Befehlen nicht folgt.

Die Werkzeuge und Geräthe werden von den Frauen aufbewahrt und der Mann pflegt nichts davon zu entäussern ohne Erlaubniss der Frau. Die Frauen betrogen sich übrigens überall durchaus bescheiden und züchtig trotz der ihnen Seitens der Männer im Allgemeinen gewährten Selbstständigkeit. In den Hütten und Kanoes sahe man häufig Mann, Frau und Kinder zusammen und nicht selten Zeichen von Zuneigung, so dass an der Existenz eines gewissen Familien-Lebens nicht zu zweifeln ist.

Junge Männer zeigten mitunter einer jungen Frau oder jungem Mädchen gegenüber grosse Sorgsamkeit und Zärtlichkeit, einzelne Paare, im Kanoe umherfahrend, machten in ihrem Benehmen gegen einander den Eindruck von Brautpaaren. Auch zwischen Männern sieht man mitunter Zeichen der Freundschaft, indem sie fortgesetzt Hand in Hand wandern oder sich gegenseitig umfassen, wenn sie stehen. Oft sah ich, wie ein Mann beim Verzehren von Lebensmitteln, die er auf einer Excursion bei sich hatte, von einem Andern um etwas gebeten, sofort Alles fortgab was er hatte, oder dass er nur einen Bissen nahm und den weit grösseren Rest einem Anderen anbot. Der Vater führt den kleinen Sohn an der Hand bei sich und dieser flüchtet sofort zum Vater, wenn ihm irgend etwas Angst verursacht. Die Töchter sind immer bei der Mutter zu finden.

Es deutet dies und manche andere kleine Zeichen auf Vorhandensein von Gemüth und edleren Gefühlen, wie überhaupt bei längerem Zusammensein mit diesen Leuten man sich einer gewissen Sympathie für sie kaum verschliessen kann; denn die grossen Fehler, welche sie besitzen, scheinen mehr aus einer gewissenmassen kindischen Unerzogenheit hervorzugehen, als aus Schlechtigkeit des Charakters. Stellenweise — doch keineswegs überall — namentlich in Neu-Hannover war ein starker Diebssinn ausgebildet. Als wir im ersten Ankerplatz an Land gingen, verschwand uns bald Alles aus den Taschen, was lose getragen wurde. Wurde ein Kerl dabei ertappt, so lachte er, als habe er nur einen guten Witz machen oder seine Geschicklichkeit zeigen wollen. Man fühlt als Europäer solchen Leuten gegenüber ganz von selbst die Verpflichtung, ihnen etwas Gesittung beizubringen und sobald ich z. B. beim Beginn einer Exsursion, wo mich eine Schaar Einwohner begleitete, nachdem sie auch wieder eine Entwendung versucht hatten, durch heftige Worte und durch Androhung von Züchtigung ihnen verständlich gemacht hatte, dass Stehlen ein Unrecht sei, wurden Diebstähle auf der weiteren Tour

nicht mehr versucht, vielmehr waren sie willig, dienstbar und freundlich. An anderer Stelle, wo sie Diebstahl en gros geübt und ein Paar die Gegenstände bewachende unbewaffnete Matrosen mit Stein- und Speerwürfen von der Verfolgung abgehalten, hielt ich eine Züchtigung geboten, sofern sie nicht Busse thäten, und marschirte mit einer Abtheilung Matrosen auf schwierigen Pfaden nach ihren ziemlich weit vom Schiffe gelegenen Dörfern, um die Herausgabe der Sachen zu verlangen. Sie hatten bereits Unrath gemerkt und mobil gemacht, wie die von allen Seiten aus dem Walde ertönenden Kriegsmuscheln und Kriegstrommeln uns lehrten, lange bevor wir die Dörfer selbst in Sicht bekamen, welche am Fusse einer Reihe von Hügeln, von welchen einer mit steilen Wänden befestigt war, in reizender Gegend lagen. Dort erwarteten sie uns in grossen Massen in entschlossener kriegsbereiter Haltung, so dass ich, um womöglich ohne Blutvergiessen durch Unterhandlung zum Ziele zu gelangen, das Matrosen-Detachement zurückliess. Drei Häuptlinge empfingen mich am Eingange des nächsten Dorfes und nachdem ich ihnen klar gemacht hatte, weshalb ich käme und dass ich mit Hülfe meiner bewaffneten Abtheilung im Stande wäre, sie zu züchtigen, das heisst ihre Dörfer abzubrennen und Falls sie Widerstand leisteten, sie zu tödten, gaben sie mir die Missbilligung des Diebstahls zu erkennen und versprachen die Rückgabe der Sachen. Einer der geraubten Gegenstände wurde auch alsbald zurückgebracht. Ich erklärte mich zufrieden und liess das Detachement zurückmarschiren. Obgleich sie nun nichts mehr zu befürchten hatten und ich selbst mich auch bereits entfernt hatte, schickten sie doch noch sämtliche anderen geraubten Sachen zurück, die erst aus einem anderen Dorfe geholt werden mussten, wo die eigentlichen Diebe zu Hause waren. Sie hatten also jedenfalls ihr Unrecht eingesehen und suchten es wieder gut zu machen. An anderen Stellen wurden Boote der „Gazelle“ durch Speerwürfe von Canoes ohne Veranlassung angegriffen und Matrosen dadurch verwundet, was, weil in jedem der Fälle das betreffende Boot ganz isolirt vielen Hunderten von Eingebornen in Canoes gegenüber war, zur bedauerlichen Folge hatte, dass zur Vertheidigung ein Paar Schüsse abgegeben werden mussten, die ein oder zwei der Kerle niederstreckten. Es schienen solche Wildheiten aber mehr Ausschreitungen einzelner Individuen zu sein, die von der Mehrheit gemissbilligt wurden, wie es z. B. auch vorkam, dass ein mit Eingebornen in Streit gerathener und von ihnen bedrohter Mann der „Gazelle“ von einem gerade zur Stelle kommenden Häuptling sofort unter Schutz und Geleit genommen wurde.

Ohne Zweifel besitzen sie ein sehr hitziges, jähe auffloderndes Temperament und handeln oft unüberlegt, wie plötzlich zwischen

ihnen ausbrechender Zank und sofortige Bedrohung mit den Speeren in unserer Gegenwart zum öfteren erkennen liess.

Diese naturwüchsige Heissblütigkeit zeigte sich auch bei anderen friedlicheren Gelegenheiten, wenn sie z. B. nach Ueberwindung der ersten Scheu vor den nie gesehenen Weissen in Hunderten von Canoes das Schiff umringten und ihnen nun kleine Artikel, deren Gebrauch sie rasch begriffen, als Perlen, bunte Tücher, Messer, Beile etc. behufs Eintaushes gegen ihre Erzeugnisse über die Schiffsseiten hingehalten wurden. Zuerst wurden ihnen gewöhnlich einige unscheinbarere Artikel als Glasperlen, Uniformsknöpfe, leere Flaschen u. s. w. geschenkt, die dann mit leidlicher Ruhe angestaunt von Boot zu Boote wanderten; sowie aber das erste rothe Baumwollentuch oder gar ein blankes Beil gezeigt wurde, brach ein so enthusiastisches Geheul aus, dass man kaum mehr im Schiffe sein eigenes Wort verstehen konnte. Die Canoes haben — wie ich schon erwähnte — oft unter dem Buge hübsche Schnitzereien. Sowie sie begriffen, dass dafür ein Paar Beile oder Taschentücher gegeben werden sollten, stürzten sich die Insassen der betreffenden Bote sofort in's Wasser, brachen die Schnitzerei ab und mit derselben unter dem breiten Gürtel von Canoes, welcher das Schiff umgab, forttauchend, kamen sie dicht an der Schiffsseite wieder über Wasser, um dort das gebotene Beil oder Tuch in Empfang zu nehmen und auf demselben Wasserwege wieder zu ihrem Boote zurückzukehren. Wenn Frauen im Boote waren, was in der Regel erst der Fall war, nachdem sie zu uns Zutrauen gefasst hatten, wurden die erhandelten Gegenstände, nachdem sie genügend bewundert waren, immer an diese zur Aufbewahrung abgegeben.

Der Lärm bei diesen und ähnlichen Szenen war mitunter so gross, dass um etwas Ruhe im Schiffe für den Dienst zu haben, die Boote durch in Gang gesetzte Feuerspritzen vertrieben werden mussten, was von den Insassen mit Heiterkeit und Lachen aufgenommen wurde, aber seine gute Wirkung nie verfehlte, weil sie eine merkwürdige Scheu vor niederfallenden Wassertropfen haben. Bei Regen verkriechen sie sich sofort unter ihre Matten oder kehren schleunigst in ihre Hütten zurück.

Man kann, wie ich dies schon andeutete, beim Besuch verschiedener Plätze dieser Inselgruppe recht deutlich erkennen, dass dort, wo die Bedingungen für bessere Lebensverhältnisse vorhanden sind, die Kultur und damit der Begriff der dem Nebenmenschen schuldigen Rücksichten und Pflichten sich von selbst hebt, denn Diebstähle und Angriffe kamen nur auf Neu-Hannover und im nördlichen Theile von Neu-Irland vor, wo die Bodenverhältnisse neben dem südlichen Theile letzterer Insel am ungünstigsten sind; in der Katharinenbucht in der Mitte von Neu-Irland und in der Blanche-

Bay hingegen gar nicht. An diesen letzteren Plätzen liefert die Einzäunung von Gehöften, von Cocos- und Bananenpflanzungen, sowie von bestellten Feldern und die Bezeichnung einzelner Fruchtbäume durch darum befestigten Bast den Beweis, dass ein Eigenthumsrecht besteht, weshalb hier auch der Eigenthumsbegriff besser ausgeprägt erscheint.

Dies, wie alle sonstigen Beobachtungen, die wir zu machen Gelegenheit hatten, sprechen für die Entwicklungsfähigkeit dieses Naturvolkes, und es wäre gewiss sehr zu wünschen, dass auch der civilisatorische Einfluss Deutschlands, sei es durch Mission, sei es durch geeignete Handelsunternehmungen, sich einmal nach diesen entfernten Gegenden hin in grösserem Massstabe als bisher geltend machte.

Nach circa fünfwöchentlichem Aufenthalte bei dem Neu-Britannia-Archipel passirten wir am 21. August den St. Georgs-Kanal, unsere langsame Fahrt nach den Salomons-Inseln fortsetzend. Die letzteren sind, wenigstens in ihren südlichen Theilen, bereits viel bekannter als die eben verlassenen, haben aber leider eine traurige Berühmtheit erlangt, weil man ihre Bewohner neben denen der benachbarten Santa Cruz-Inseln gegenwärtig wohl als die grössten existirenden Kannibalen und die den Weissen überall am unversöhnlichsten gegenüberstehenden Wilden bezeichnen muss. Das Princip, welches hier fast durchweg herrscht, ist: „jeder Fremde, der unseren Boden betritt, wird möglichst rasch erschlagen und verspeisst.“ Die Fidjjaner sind ja auch als greuliche Kannibalen bekannt, aber sie essen sich doch nur gegenseitig auf und zeigen einigen Respect vor den höheren Eigenschaften der Weissen, und die Bewohner der Neu-Hebriden haben in Folge der Wirksamkeit der Englischen Missionen bereits seit einigen Jahren angefangen, sich dieses Lasters zu schämen; bei den Salomons-Insulanern ist es aber noch in schönster Blüthe. Kurz vor unserem Besuche war ihrer Wildheit der Englische Befehlshaber der Australischen Flottenstation nebst Einigen seiner Begleitung, der ja auch in den Kreisen von Berlin, wo er mehrere Jahre als Englischer Marine-Bevollmächtigter weilte, bekannte und verehrte Commodore Goodenough zum Opfer gefallen, indem er die Leute nicht für so bösartig hielt, wie sie geschildert werden und nicht auf seiner Huth war. Man hat vielfach gesagt, dass die Bewohner dieser Gruppe, wie diejenigen der Santa Cruz-Inseln und Neu-Hebriden ihr summarisches Verfahren gegen Weisse deshalb anwendeten, weil sie in unverantwortlich barbarischer Weise von den Kapitänen vieler Kuli- und Sandelholz-Schiffe behandelt worden seien. Die That-sachen stehen allerdings fest, dass, um dem Arbeitermangel in Australien abzuhelpen, eine Zeit lang die an Bord gelockten Wilden einzelner Südsee-Inseln nicht bloss als Sklaven entführt und ver-

kauft, sondern in undenkbar unmenschlicher Weise auf den Schiffen behandelt und bei endlich ausgebrochener Revolte niedergeschossen und die Verwundeten dann dutzendweise noch lebend, zwei und zwei zusammengebunden, über Bord geworfen worden sind, um sich dieser durch ihre Wunden sprechenden Zeugen zu entledigen, denn die Ueberlebenden konnten schon wegen der Unmöglichkeit, sich in einer in Australien gekannten Sprache verständlich zu machen, nichts aussagen. Es soll ferner feststehen, dass Europäische und Amerikanische Kapitaine — da das Ansehen der Häuptlinge sich an einzelnen Stellen nach der Anzahl abgeschnittener Köpfe richtet, welche sie aufweisen können — die Wilden an anderen Stellen durch Anbieten von Geschenken an Bord gelockt haben, nur um ihnen die Köpfe abzuschneiden und diese dann gegen Sandelholz oder Sklaven an jene Häuptlinge einzutauschen. Wunderbar ist dabei, dass man diese Leute nicht hat entsprechend bestrafen können, obwohl man ihre Namen kennt. Einer der Berüchtigsten, der noch kürzlich auch im Englischen Unterhause genannt wurde, heisst Hayes.

Trotzalledem sind solche Fälle, gegen deren Wiederholung übrigens alsbald Seitens der Englischen Regierung entsprechende Massnahmen getroffen wurden, doch nur an einzelnen Stellen, namentlich auf den Neu-Hebriden vorgekommen und bei dem Mangel an Verkehr zwischen den Hunderten von Inseln, die dabei in Betracht kommen, lässt sich nicht annehmen, dass dies die Ursache des durchgängig feindseligen Verhaltens gegen Weisse ist. Auch ist constatirt, dass die Leute mit allen an ihre Küsten verschlagenen Menschen ihrer eigenen Rasse durchaus nicht anders verfahren.

Es kann bei diesem Zustande der Wildheit den Englischen Missionsgesellschaften nicht genug Anerkennung dafür gezollt werden, dass sie keine Gefahren und Opfer gescheut haben, um vom Süden her beginnend Schritt für Schritt ihrer religiösen und philanthropischen Aufgabe Terrain zu erobern. Viele von ihnen und namentlich auch von den eingebornen, von polynesischen Inseln stammenden opfermuthigen Hilfsmissionären (Lehrer, teacher genannt) sind dabei ermordet und verzehrt worden, jedoch ist heute schon ein grosser Theil der Fidji-Inseln und der Neu-Hebriden dem Christenthum und damit einer höheren Cultur gewonnen und auf den südlicheren Salomons-Inseln sind ebenfalls schon Erfolge zu verzeichnen. Sie würden überall raschere und grössere gewesen sein, wenn nicht auch hier, und zwar auf den verschiedensten Plätzen, confessionelle Intoleranz und priesterliche Herrschsucht zu missgünstigen Zwisten zwischen Evangelischen und Katholischen geführt hätten, so dass selbst Vertreibungen und blutige Fehden nicht zu den Seltenheiten gehörten. Trotz der Anerkennung, welche das Englische Missionswesen auf diesen Inseln im Allgemeinen verdient, muss man ferner

bedauern, dass überall so sehr die Form bei den Bekehrungen in den Vordergrund gestellt wird. Es wird den Leuten z. B. fast überall gelehrt, dass Tabackrauchen eine grosse Sünde sei, und sonst sehr gute eingeborne Hilfsgeistliche sind entlassen worden, weil sie einmal bei einer heimlichen Tabackspfeife getroffen wurden. Wer raucht, gilt nicht als voller Christ. Ebenso wird der nicht in die christliche Gemeinschaft aufgenommen, der nicht täglich einmal und sonntäglich mehrere Male den Gottesdienst besucht und so und so oft das Abendmahl nimmt.

So lange die Leute ausser mit den Missionären mit anderen Weissen einen Verkehr nicht hatten, ging die Sache. Sobald aber Kaufleute sich ansiedeln, entsteht bei den Eingebornen ein unheilbarer Widerspruch, denn diese Weissen beanspruchen Christen zu sein und auf einer den Eingebornen als Vorbild hingestellten höheren Culturstufe zu stehen und rauchen ganz offen, gehen auch nur selten zur Kirche u. s. w.

Das ist — glaube ich — der Hauptgrund, dass überall ein Rückgang im Christenthum constatirt wird, wo in diesen Gegenden den Missionären die Kaufleute folgen.

Noch auf einem andern Wege wird jetzt Europäische Cultur diesen Inseln, so weit sie von Melanesiern bewohnt sind, zugeführt, und zwar durch den schon erwähnten Kuli-Handel, der jetzt, nachdem durch die Englische Gesetzgebung allen Ausschreitungen entgegengetreten wird, den Wilden den Vortheil gewährt, dass sie freiwillige Verträge eingehend, arbeiten lernen und nachdem sie sich mit den Vorzügen der Cultur auf den Plantagen in Australien, auf den Fidji- oder Samoa-Inseln bekannt gemacht, den Geschmack daran bei ihren zurückgebliebenen Stammesgenossen erwecken.

Wir besuchten nun mit der „Gazelle“ eine der noch am allerwenigsten bekannten Inseln des Salomon-Archipels: die Bougainville-Insel. Am 24. August Abends gerade vor Sonnenuntergang zerrissen die Wolkenschleier und enthüllten uns die majestätischen Berge dieser Insel, unter denen ein thätiger Vulcan. Da wir uns gerade vor einer grossen im Westen gelegenen, noch gar nicht bekannten Bucht befanden, lief ich am folgenden Tage ein, dabei einige Korallenriffe entdeckend. Die Bucht wurde nach erfolgter Vermessung unserer hohen Kaiserin zu Ehren „Kaiserin Augusta-Bay“ genannt. Die orographischen und geographischen Verhältnisse dieser Insel-Gruppe unterscheiden sich von der vorigen im Allgemeinen darin, dass hier grösserer Wechsel von Gebirgen und Thälern vorhanden ist; mit ihr gemein haben sie das ausgedehnte sumpfige Mongrove-Vorland, welches bei unserem, wegen Zeitmangel nur kurz bemessenen Aufenthalte uns leider nicht gestattete, viel vom eigentlichen Kern der Insel zu sehen. Bei der im allgemeinen grossen

Aehnlichkeit der Natur dieser verschiedenen Inselgruppen glaube ich Ihnen eine eingehendere Beschreibung ersparen zu können und gestatte mir nur über die Bewohner einige Worte zu sagen. In den Salomons-Insulanern fanden wir den echten Character der Papuas wieder, der in Neu-Hannover etwas verwischt erschien, nach Süden zu aber immer reiner hervortrat.

Der Culturstand der Salomons-Insulaner ist nicht mehr so ursprünglich als derjenige der Bewohner des Neu-Britannia-Archipels, sonst aber demselben ähnlich. Sie bedienen sich eines geringen Mehls von Bekleidung, besitzen Töpfe, verwenden Eisen, kennen den Taback und die Pfeife und gebrauchen neben der Keule und dem Speer Pfeil und Bogen. Speere und Pfeile werden mit ausserordentlichem Aufwande von Kunst und Arbeit angefertigt und sind gewöhnlich vergiftet. Neben dem Rauchen ist Betelkaue ganz allgemein, auch findet man gewöhnlich bei den Männern Tätowirung, ähnlich derjenigen, welcher ich bei den Frauen des vorigen Archipels Erwähnung that. Die zeltartig, von Stangen und Blättern erbauten Hütten, die ich fand, waren äusserst primitiv und deuteten auf wenig häuslichen Sinn, es mögen dies aber Fischerhütten gewesen sein; dagegen sind die Boote sehr gut aus Planken gebaut und so gross, dass sie 20 Personen und mehr bequem fassen, ohne dabei der sogenannten Auslieger zu bedürfen. Ich sah hier übrigens auch kleine Holzflösse in Gebrauch, deren man sich in Stelle von Canoes zu bedienen scheint.

Bevor ich diese Inseln verlasse, gestatten Sie mir vielleicht noch einen kurzen vergleichenden Rückblick auf die anthropologischen Verhältnisse derselben. Aus den darüber von mir mitgetheilten Beobachtungen wird ersichtlich sein, dass die Eigenthümlichkeiten des papuanischen Menschentypus schärfer ausgeprägt erscheinen resp. allgemeiner werden, je weiter man von der Insel Neu-Hannover nach Süden hin vordringt, indem z. B. helle Menschen, wie sie in Neu-Hannover und im nördlichen Neu-Irland häufig sind, auf Neu-Britannien und den Salomons-Inseln gar nicht bemerkt wurden. Ich habe auch hervorgehoben, dass die Körpererscheinung nördlich vortheilhafter sich gestaltet als weiter südlich, was durch das Mittel aus Körpermessungen bestätigt worden ist. Die Frage, ob diese hellen Menschen unter der dunklen Bevölkerung Melanesiens, wie man sie in neuester Zeit auch an einigen Stellen der Ostküste von Neu-Guinea fand und wie sie auch auf den andern melanesischen Inseln hier und da constatirt sind, nur auf eine durch Lebensverhältnisse hervorgebrachte Umgestaltung oder auf Mischung mit einer helleren Rasse zurückzuführen sei, ist mehrfach in ersterem Sinne beantwortet worden. Ob dies für Neu-Hannover und Neu-Irland zutrifft, scheint mir fraglich. Erwägt man, dass auf dem Neu-Bri-



tannia-Archipel der sonst in Melanesien überall gebrauchte Bogen fehlt, dass die melanesischen grossen Boote ohne Auslieger ebenso wenig, wie Mattensegel bekannt sind, dass das Betelkauen der Papuaner und Malayen erst südlich von Neu-Hannover beginnt, Taback nur dort geraucht wird, wo Verkehr mit Europäern nachweisbar ist, dass irdene Topfwaaren, mit deren Anfertigung und Benutzung die Papuas wohl vertraut sind, auf den in Rede stehenden Inseln, ebenso wie bei den Polynesiern, nicht vorkommen und dass schliesslich die Neigung zum Diebstahl, wie sie in Neu-Hannover und — nach anderweiter Beschreibung auch auf den nördlich davon gelegenen Inseln St. Matthias u. s. w., welche ebenfalls viel helle Menschen haben — gefunden wird, den Melanesiern viel weniger, wie den Polynesiern eigen ist, so möchte man es für wahrscheinlich halten, dass die ursprüngliche Bevölkerung polynesisch gewesen und zum grossen Theil von einer dunkleren Rasse verdrängt worden ist, die indess Vieles von der Cultur und den Gewohnheiten der Polynesier angenommen hat.

Abgesehen von diesen Gründen gewinnt diese Annahme durch die Erscheinung an Wahrscheinlichkeit, dass man vom polynesischen Osten aus die polynesischen Spuren sehr deutlich in der Richtung des vorherrschenden Passats, nämlich nach Westnordwest verfolgen kann. Parallel mit den melanesischen Inselgruppen: den Fidji-Inseln, den Neu-Hebriden, Santa Cruz- und Salomons-Inseln, zum Theil ganz nahe bei diesen, liegt eine Reihe kleiner fast nur von reinen Polynesiern bewohnter Inseln. Von den Samoas geht dieser polynesische Streifen über Rotumah nach Anouda, Tukopia, Taumako und Sikayana und nimmt die Richtung auf Neu-Irland und Neu-Hannover, etwa nach Neu-Guinea und den Inseln mit malayischer Bevölkerung hinweisend. Ein zweiter polynesischer Streifen führt dem ersteren ziemlich parallel, aber in grösserem Abstände von den melanesischen Inseln bekanntlich über die Marshall-, Ellice- und Gilbert-Inseln bis zu den Carolinen. Da bis in die letztere Inselgruppe hinein hauptsächlich durch linguistische Forschungen das polynesische Blut nachgewiesen worden ist, werden Untersuchungen des von uns in Neu-Hannover und Neu-Irland gesammelten Wörterverzeichnisses durch sachkundige Hand vielleicht ein ähnliches Resultat ergeben; will man ja auch bereits in Neu-Guinea Anzeichen polynesischer Spracheigentümlichkeiten gefunden haben.

Diejenigen Ethnographen, welche die polynesische Rasse für Abkömmlinge der asiatischen Malayen erklären — und dies ist ja der heutige ethnographische Standpunkt — werden jene auf die hauptsächlichlichen Wohnsitze der Malayen hinweisenden polynesischen Striche als die grosse von den Polynesiern bei ihrer Wanderung ostwärts genomene Heerstrasse ansehen. Wer eine solche Wande-

rung nach Osten annimmt, findet sich indess doch etwas sehr leicht ab mit der Schwierigkeit, welche ihr der vorherrschende starke OSO.-Passat naturgemäss bereiten muss. Die Frage ist ja bereits erörtert und man hat gesagt, die Malayen zeigen sich überall als gute Seeleute, sie bauen ausgezeichnete Boote und der Passat wird oft durch andere, namentlich West-Winde unterbrochen.

Was zuvörderst die guten Boote anbetrifft, so bemerke ich, dass das ursprüngliche Boot der Polynesier jedenfalls das kaum seefähig zu nennende Kanoe mit Ausliegern ist, aus welchem sich das jetzige zu den eigentlichen Seereisen benutzte, sogenannte Doppelboot erst allmählig entwickelt hat. Diese letztere Bootsart ist aber — meines Wissens — bei den Malayen gar nicht bekannt.

Die behaupteten Westwinde existiren, abgesehen vom westlichen Theile des grossen Oceans, nur in der Nähe der verschiedenen grösseren Inselgruppen und sind dort höchst unbeständig und entweder ganz flau oder sie arten in Orkane und schwere Stürme aus, die immer von regnigem Wetter begleitet sind. Mit der See wohlvertraute Völker werden — glaube ich — sich eine so ungünstige Saison zu grossen Entdeckungsreisen oder Auswanderungen kaum aussuchen — und nimmt man alle jene Hunderte von Inseln der Südsee als vom Westen her bevölkert an, so müsste beharrlich immer wieder diese ungünstige Jahreszeit ausgewählt worden sein, vorausgesetzt, dass das Laviren in der guten Jahreszeit gegen den Passat nicht zum Ziele führte.

Ich habe nun zufällig auf meiner Reise in dieser Gegend erfahren, was es selbst mit einem so ausgezeichneten Schiffe, wie die „Gazelle“, besagen will, gegen Passat und Passatstrom aufzukreuzen. Es ist noch niemals von europäischen Schiffen auf grössere Strecken möglich gemacht worden. Will man innerhalb der Tropen mit einem Segelschiff ostwärts, so pflegt man nach Norden oder Süden in die Region der veränderlichen oder der westlichen Winde zu halten, dort nach Osten zu segeln und dann süd- resp. nordwärts wieder in die Tropen zurückzukehren. Die besten polyne-sischen Doppelboote stehen aber im Laviren hinter den Schiffen europäischer Bauart zurück und wenschon ich nicht daran zweifle, dass solche Boote mit Aufwand sehr grosser Zeit im Stande sind, 100 und mehr Meilen gegen den Wind zurückzulegen, so wird dies doch schwerlich Jemand unternehmen, der nicht ein bestimmtes, bekanntes Ziel vor Augen hat. Ich halte es also wohl für möglich, dass z. B. heut zu Tage, wo die Polynesier wissen, dass einige hundert Meilen windwärts von ihnen andere Inselgruppen liegen, nach gehöriger Verproviantirung — denn vom Fischen oder Erlegen von Vögeln ist auf hoher See kaum die Rede — im Stande sind, nach mehrwöchentlichem Laviren ihr Ziel zu erreichen, es ist aber

gegen die Natur, sich zu denken, dass auf diese Weise eine Völkerwanderung in's Ungewisse hinein, wo man 100 gegen 1 auf Verhungern oder Verdursten rechnen muss, vorgenommen ist.

Mit dem Winde und Strome macht sich aber solche Wanderung auch in kleinen und schlechten Booten ganz von selbst; dann kennen die Wanderer die verlassenen windwärts gelegenen Inseln, bestreben sich, mit ihnen wieder in Verkehr zu treten, und bilden sich dadurch zu guten Bootsbauern und Seefahrern allmählig aus. Häufig genug wird das Verschlagen von Booten durch den starken Passat auch die unfreiwillige Veranlassung gewesen sein, dass leewärts gelegene Inseln bekannt und bevölkert worden sind, wobei nicht übersehen werden darf, dass die Frauen z. B. beim Fischen gewöhnlich mit in den Booten sind, so dass jede erreichte Insel ein neues Bevölkerungscentrum werden kann. Innerhalb der Passatzone ist aber ein Verschlagenwerden nach Ost gar nicht denkbar, hier können die östlich gelegenen Inseln nur bei der Voraussetzung einer zwar sorgsam vorbereiteten, aber ohne bekanntes Ziel unternommenen Entdeckungsfahrt bevölkert werden.

Wollte man etwa einwenden, dass die Windverhältnisse vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden hier andere gewesen sein könnten, so ist zu bemerken, dass Sandbänke, welche sich bei verschiedenen in den Passaten gelegenen Inseln durch Einfluss von Wind und Strom an der Leeseite gebildet haben, darthun, dass diese Winde schon seit Tausenden von Jahren wehen, wie dies ja auch theoretisch vollkommen erklärlich ist, da die Passatwinde nur eine Folge der Sonnenwirkung, der Stellung der Erdaxe und der Rotation der Erde sind, also existiren müssen, seitdem die Erde eine Atmosphäre besitzt.

Wie übrigens die Bewegung der Inselbevölkerungen harmonirt mit den Windverhältnissen, dafür glaube ich einen Beweis gerade in der örtlichen Vertheilung der hier in Rede stehenden Völkerschaften, der Polynesier und Melanesier, zu finden. Im westlichen Theile des stillen Oceans wird nämlich während einiger Monate der regelrechte OSO.-Passat verdrängt durch einen westlichen Monsun, welcher ebenfalls ein ziemlich regelmässiger für die Schifffahrt nach Osten geeigneter Wind ist, wie er im mittleren und östlichen Theile des tropischen stillen Oceans eben nicht vorkommt. Das Gebiet dieses Monsuns bildet ungefähr einen Keil, welcher seine Basis in Neu-Guinea und im Norden von Australien hat und mit der Spitze bis nahe an die Fidji-Inseln reicht. Ziemlich genau in diesem Dreieck haben nun die von Neu-Guinea gekommenen Papuas ihre Wohnsitze; Alles, was ausserhalb liegt, gehört den Polynesiern.

Bekanntlich rechnen ferner die auf Neu-Seeland wohnenden kriegerischen Maoris zu den Polynesiern.

Es ist dies der einzige Wohnsitz dieser Rasse, welcher nicht im Passatgebiete gelegen ist. Trotzdem sind bis nach Neu-Seeland zu gewissen Jahreszeiten nördliche und östliche Winde so ausdauernd vorherrschend, dass es gar keine Schwierigkeit bietet z. B. von den Cook-Inseln in verhältnissmässig kurzer Zeit nach Neu-Seeland zu gelangen. Selbstverständlich kann man Neu-Seeland auch vom Westen mit günstigen Winden erreichen, und wenn die Maoris eine Urbevölkerung bei ihrer Einwanderung angetroffen haben, was ich nach ihrem Aussehen, das namentlich in den niederen Klassen keineswegs auf reines polynesisches Blut schliessen lässt, für sehr wahrscheinlich halte, so wird diese Urbevölkerung vom Westen eingewandert sein.

Es ist natürlich kein Grund vorhanden, dass nicht auch in dem vorher erwähnten melanesischen Dreieck Polynesier gewohnt haben sollten, da der östliche Passat auch hier eine grössere Anzahl von Monaten weht als der westliche Monsun. Dass willensloses Verschlagen von polynesischen Booten nach Melanesien noch in der Neuzeit vorgekommen ist, ist sogar constatirt. Hieraus würde sich ganz naturgemäss das vereinzelte Vorkommen von polynesischen Kennzeichen unter den Papuas erklären, man könnte aber ferner daraus, dass die Papuas soweit vorgedrungen sind, als die natürlichen Verhältnisse — nämlich diejenigen des Windes und Stromes — es ihnen gestatteten und dass die Polynesier hingegen auf dem Gebiete, welches dem Ost- und Westwinde gleichmässig angehört, fast verschwunden sind, folgern, dass die Papuas eine kräftigere Rasse sind, was die Beobachtungen ja auch bestätigen.

Es sind dieses Erwägungen, welche sich dem Seemanne leichter aufdrängen als dem Ethnographen vom Fach, der keine Gelegenheit gehabt hat, die Schwierigkeit gegen Wind und Strom zu gehen in ausreichendem Maasse aus eigener Erfahrung zu erkennen. Sollte meine Ansicht richtig sein, so wäre — da ja an einer Verwandtschaft zwischen Malayen und Polynesiern, welche allerdings mehr in der Sprache als in der äusseren Erscheinung und in den Charakterzügen zu Tage tritt, kaum zu zweifeln ist — meines Dafürhaltens anzunehmen, dass der Weg dieser Verwandtschaft nicht vom tropischen Indien direct nach Osten, sondern durch das aussertropische Gebiet der Westwinde oder durch die Behringstrasse vermittelt, über Amerika führt. Ich möchte hierbei aber noch auf Eins aufmerksam machen, was demjenigen, der beide in Rede stehenden Völker von Person kennt, sofort in die Augen fällt, dass nämlich in der ganzen Erscheinung der grosse und schön gebaute, bewusst und offen auftretende, hübsche Polynesier höher steht als der meistens kleine, verschlagene, hässliche Malaye, und dass die ersteren auch weit mehr den Eindruck einer ursprünglichen Rasse machen. Sollte man nun

wohl annehmen können, dass aus der qualitativ geringeren Rasse der Malayen sich die körperlich höher stehende Rasse der Polynesier entwickelt haben soll und noch dazu auf einem Inselreiche, welches sich in Bezug auf die der menschlichen Entwicklung günstige Vielseitigkeit der Natur doch gar nicht vergleichen lässt mit Asien? Bei Erwägung dessen scheint es mir doch sehr denkbar, dass der malayisch-amerikanisch-polynesischer Ring seinen Anfang nicht in Indien nimmt, sondern in Amerika, wodurch freilich die Annahme einer einzigen asiatischen Urwiege des Menschengeschlechts erschüttert würde. Es böten sich dann auch ganz naturgemässe Erklärungen für die auf der Oster- und andern Inseln des stillen Oceans vorkommenden Spuren einer früheren höheren Kultur, welche auf einem vom Völkerverkehr abgeschlossenen Inselarchipel, wie der des stillen Oceans es ist, früher verloren gegangen sein wird, als die mitgebrachten körperlichen Eigenschaften.

Das Vorkommen von indischen Pflanzen auf den polynesischen Inseln dürfte der angenommenen Wanderung nach Westen nicht entgegenstehen, da Pflanzensamen oder Keime durch Vögel und grosse Umwege machende Strömungen ganz andere Verbreitungswege nehmen können als der Mensch, der auf seiner Wanderung essen und trinken muss. Wenn aber trotz aller Schwierigkeiten, welche eine Meereswanderung von Menschen gegen Wind und Strom verursacht, andere schwerer wiegende Gründe dafür sprechen sollten, dass sie in diesem Falle dennoch erfolgt sein muss, so könnte die zwingende Ursache dafür allenfalls die von Westen vordringenden wilden und kräftigen Papuas gewesen sein, so dass nicht Wanderlust, sondern der Kampf um's Dasein dazu genöthigt hat, die von der Natur gebotenen Hindernisse siegreich zu überwinden.

Ich will nun zum Schlusse dieser Abschweifung auf das anthropologische Gebiet noch bemerken, dass man namentlich auf melanesischen, weniger auf polynesischen Inseln oft Leuten begegnet, die weder an die Papuas noch an Polynesier oder Malayen erinnern, und dass es mir gar nicht unwahrscheinlich vorkommt, dass hier noch eine dritte sehr dunkle kraushaarige Rasse existirt und diese hauptsächlich in dem noch fast nirgends durchforschten gebirgigen Innern der Inseln in grösserer Reinheit lebt.

Da es die Zeit nicht gestattet, noch näher auf den weiteren Verlauf der Reise der „Gazelle“ einzugehen, so will ich nur noch hinzufügen, dass die Anstrengung der Besatzung bei dem beständigen Laviren des Schiffes und bei dem Holzfällen an den verschiedenen von Mangrove-Sümpfen umgebenen Ankerplätzen, sowie der Mangel an frischen Lebensmitteln, welchem wir während dieser Reise wiederholentlich für viele Monate ausgesetzt waren, eine Typhusepidemie im Gefolge hatten, an der wir eine Anzahl Leute leider verloren